



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

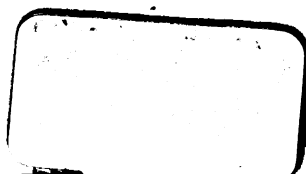
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

Stack

617.1
Hen

617.1 Hen





302144303K

ized by Google



5

QUELLEN UND FORSCHUNGEN
ZUR
SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE
DER
GERMANISCHEN VÖLKER.

HERAUSGEGEBEN
VON
BERNHARD TEN BRINK, ERNST MARTIN,
WILHELM SCHERER.

XLVII.
DAS DEUTSCHE HAUS.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1882.

DAS
DEUTSCHE HAUS

IN
SEINER HISTORISCHEN ENTWICKELUNG

VON
RUDOLF HENNING.

MIT 64 HOLZSCHNITTEN.

STRASSBURG.
K A R L J. T R Ü B N E R.
—
LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1882.



MEINER GETREUEN HELFERIN

A D E L E

IN DANKBARKEIT GEWIDMET.

V O R W O R T.

Die Monographie über das Deutsche Haus, welche ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, wünscht einen im Publikum wenig bekannten, von den Fachgenossen fast unbeachteten, nur in der Lokalforschung treu fortgepflegten Gegenstand einer ersten zusammenfassenden Behandlung zu unterwerfen. Ich habe danach gestrebt, das einschlägige Material in einer gewissen systematischen Vollständigkeit vorzuführen und die Grundlinien für eine historisch-kritische Betrachtung desselben zu ziehen.

Seit ich 1874 zuerst dem Stoff untersuchend nahe trat, habe ich ihn nicht aus den Augen verloren, sondern beständig für ihn fortgesammelt und ihn mehrmals zu überblicken und abzurunden gesucht. Im Sommer 1877 hielt ich darüber meine Habilitations-Vorlesung vor der philosophischen Facultät der Universität Berlin. Auf die entscheidenden Gesichtspunkte wurde ich jedoch erst geführt, als mir im Herbst desselben Jahres durch die Abhandlung von Eilert Sundt auch die Typen des norwegischen Bauernhauses zugänglich wurden. Meine hieraus gewonnenen Erkenntnisse suchte ich für eine mir übertragene Anzeige von Nissens Pompejanischen Studien zu verwerten, welche ich 1879 für den Anzeiger für Deutsches Altertum niederschrieb, deren Veröffentlichung durch längere Krankheit Anfangs verzögert und endlich abgeschnitten wurde, als sie dem Herrn Herausgeber zu verspätet erschien.

Das grundlegende Werk von Nissen¹ hat auch für uns ein besonderes Interesse, vor allem Kapitel XXIV, welches 'Das Haus' überschrieben ist und in 6 Paragraphen das antike Haus, das Bauernhaus, das griechische Haus, das Atrium testudinatum, das Atrium tuscanicum und das Peristyl behandelt. Der wichtigste Theil der antiken Privatarchitektur ist hier rund zusammengefasst und nach seinen wesentlichsten Entwicklungsbedingungen historisch erläutert. Nissen nimmt dabei mehrfach auf das deutsche Bauernhaus Bezug, aber gerade diese Partien zeigen, dass der Verfasser sich noch auf keine hinreichenden Vorarbeiten deutscher Altertumsforscher stützen konnte, dass die einfachsten Grundfragen noch unerörtert geblieben sind. Wie manche seiner Vorgänger identificirt auch Nissen das sächsische Bauernhaus mit dem altgermanischen (S. 614), obwohl historisch betrachtet doch vier bis fünf andere Stilarten Anspruch auf gleich hohes Altertum erheben dürfen, deren Unursprünglichkeit und Degeneration erst nachzuweisen wäre, bevor jenes an die Spitze gestellt werden kann. Wie die merkwürdige Uebereinstimmung in den Anfängen der drei Völker [der Griechen, Italer und Germanen] zu erklären sei, fürchtet der Verfasser, werde sich schwerlich jemals mit genügender Sicherheit ermitteln lassen. Er weist mit vollem Recht die Vermutung v. Eyes ab, dass unsere Vorfahren das römische Atrium entlehnt und umgebildet hätten, denkt eher an eine frühe Einwirkung von Südosten her, aus dem Bereich des Hellenentums, lässt aber auch die Möglichkeit selbständiger Erfindung als eine sehr wahrscheinliche offen. Er geht aber entschieden zu weit, wenn er es als 'aussichtslos und im Grunde für überflüssig' bezeichnet, 'solchen geheimnissvollen Vorgängen nachzuspüren'. Ueberflüssig ist die Frage sicherlich nicht, und ich glaube, sie ist auch nicht unlösbar, obwohl sie anders gestellt und beantwortet werden

¹ Pompejanische Studien zur Städtekunde des Altertums von Heinrich Nissen. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1877. 694 S. 8°. Zu vergleichen sind August Mau, Pompejanische Beiträge 1879 und die Besprechung von A. Holm im Jahresbericht für Altertumswissenschaft 1877 S. 250 ff.

muss, als der Verfasser meinte. Ich habe das Problem aufs Neue ins Auge gefasst und hoffe, dass die Untersuchungen nicht ganz ohne Resultat geblieben sind.

Auf das deutsche Haus zurückgeführt wurde ich während des vorigen Sommers durch meine Wanderungen im Schwarzwald und im Elsass, welche frische Anregung brachten. Da ich überdies das Glück hatte, in meiner Frau nicht nur eine treue und aufmerksame Gefährtin, sondern auch eine geschickte Zeichnerin, sowie in Herrn Trübner einen entgegenkommenden Verleger zu finden, so entschloss ich mich, die zurückgelegte und ausführliche Anzeige zu einer selbständigen, mit Illustrationen versehenen Darstellung umzugestalten. Das Material wurde dabei vermehrt, die Untersuchung nochmals nachgeprüft und erweitert, um den Stoff bis zu demjenigen Punkte zu bringen, wo er in die deutsche Altertumskunde einmündet.

Die Vorlagen für den Holzschnitt sind, mit Ausnahme der aus Westermanns Monatsheften entlehnten, sämmtlich nach den angegebenen Originalen von meiner Frau angefertigt. Leider aber liegt in sehr wenigen Fällen Autopsie zu Grunde, auch für Figur 6 ist eine Zeichnung von Fräulein Johanna Schmidt verwertet, welche von uns mit dem Original verglichen wurde. Die im Allgemeinen zur Zufriedenheit ausgefallenen Holzschnitte stimmen in einzelnen Punkten nicht genau zu den Originalzeichnungen, woran freilich wir die Schuld nicht tragen; die Differenzen sind aber nicht so wesentlich, dass sie einen sachlichen Schaden stiften könnten.

Möge nun dieser Versuch auch Andere zu eingehender Forschung anregen, denn das Mitarbeiten Vieler ist hier nötig und erwünscht; möge er durch zahlreiche Nachträge vervollständigt und erweitert werden. Möge die kleine Schrift aber auch dem nationalen Gegenstande neue Freunde werben und ein Zeugniß ablegen von der volkstümlichen deutschen Art und Kunst, welche im germanischen Hause fortlebt von ältester Zeit bis in unsere Gegenwart.

Strassburg, im Februar 1882.

R. H.

INHALT.

ERSTES KAPITEL. EINLEITUNG	1
ZWEITES KAPITEL. DIE FRÄNKISCH-OBERDEUTSCHE BAUART	8
I. DAS BAUERNHAUS	9
II. DER BAUERNHOF	20
DRITTES KAPITEL. DIE SÄCHSISCHE BAUART	26
VIERTES KAPITEL. DIE FRIESISCHE BAUART	39
FÜNFTES KAPITEL. DIE ANGLO-DÄNISCHE BAUART	48
I. DIE ENGLISCHE BAUART.	
A. SÜDLICHE GRUPPE	51
B. NÖRDLICHE GRUPPE	54
II. DIE DÄNISCHE BAUART.	56
SECHSTES KAPITEL. DIE NORDISCHE BAUART	61
SIEBENTES KAPITEL. DIE OSTDEUTSCHE BAUART	74
ACHTES KAPITEL. DAS ARISCHE HAUS	98
NEUNTES KAPITEL. ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN HAUSES	114
I. DAS OSTGERMANISCHE HAUS	120
II. DAS FRIESISCHE HAUS	129
III. DAS SÄCHSISCHE HAUS	136
IV. DAS FRÄNKISCH-OBERDEUTSCHE HAUS.	139
V. DAS WESTGERMANISCHE HAUS	151
VI. DIE GERMANISCHE HALLE	153
VII. ZUR CONSTRUCTION DES HAUSES.	163
VIII. SCHLUSS	172
NACHTRAG	175

ERSTES KAPITEL.

EINLEITUNG.

Die Geschichte des deutschen Hauses gehört zu den interessantesten, noch wenig geförderten Problemen unserer deutschen Altertumsforschung. Eine zusammenhängende Darstellung ist bisher noch nicht versucht, ja die Frage ist in ihrem Umfange noch gar nicht gestellt worden. Gleichwol ist das wissenschaftliche Interesse das daran hängt ein hervorragendes. Denn es handelt sich darum, ob die Germanen der Vorzeit bereits eine eigene nationale Architectur gehabt haben und wie dieselbe beschaffen war. Dass unsere Vorfahren, als sie in Deutschland einwanderten und sesshaft wurden, noch keine gezimmerten Häuser gekannt, vielmehr als echte Nomaden noch in zeltartigen Hütten oder auf beweglichen Schäferkarren gewohnt (Weinhold Deutsche Frauen S. 327) ist eine Annahme zu der uns nichts berechtigt, mag das Haus der ältesten Zeiten auch noch so primitiv gewesen sein und in Perioden erneuter Wanderunruhe oft genug mit dem Lagerzelte oder dem überdachten Wagen vertauscht sein.

Jedenfalls fordert der Gegenstand dringend eine Untersuchung heraus, welche das gesamte Material zu berücksichtigen hat. Den eigentlichen Kernpunkt bildet dabei notwendig die Frage, ob es uns gelingt, eine gemeinsame Grundform zu entdecken, durch welche alle späteren Gestalten des deutschen Hauses ihre Erklärung finden, ähnlich wie die verschiedenen Sprachzweige sich auf eine ursprüngliche Grundform zurückführen lassen.

Diese Untersuchung hat naturgemäss mit sehr grossen Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber wenn wir das Problem nur erst scharf ins Auge gefasst haben, wird auch am Ende die Lösung nicht ausbleiben.

Das Material, das uns zu Gebote steht, ist ein dreifaches: die litterarischen Zeugnisse, die etwa erhaltenen Nachbildungen älterer Hausformen und endlich der gesammte Bestand der noch vorhandenen Denkmäler.

Hören wir zunächst, was uns die ältesten Nachrichten lehren. Voran steht auch hier die Sprache, der etymologische Sinn der Worte. Eine Sammlung der ältesten Benennungen für das Haus und seine Theile hat schon Jacob Grimm in seiner Deutschen Grammatik 3, 426 ff. gegeben. Sie sind sehr zahlreich und gehen in hohes Altertum zurück. Einige davon gehören schon allen oder doch mehreren arischen Stämmen gemeinsam an. So die 'Halle' die noch im deutschen Mittelalter ein eigenes Gebäude war: skr. *çālā* Hütte, gr. *καλιά*, lat. *cella*, germ. *halla*. Sie bedeutet 'die bergende, schützende' und gehört zu dem Verbum *helan* 'bergen' ebenso wie got. *hleis* und *hleipra* 'Hütte', aga. *hleó* 'Schutz, Obdach'. niederd. *hille* (Joh. Schmidt Vocalismus 2, 282 f.). Für deutsche Zustände blieb es stets das vornehmste Wort und bezeichnete die Wohnung von Göttern (Valhalla), von Königen und Edlen. Eine zweite gemeinsame arische Benennung ist skr. *dam*, *dama*, gr. *δῶ*, *δόμος*, lat. *domus*, ir. *dam*, ksl. *domu*: derselbe Stamm wie unser 'Zimmer'. Es scheint das aus Holz und Baumstämmen aufgerichtete Haus zu sein, denn das entsprechende altgermanische Wort *timbar* bedeutet 'Baumaterial, Bauholz' und *timrjan* 'aus Holz bauen'. Einen mehr untergeordneten Raum bezeichnete wol schon ursprünglich unser 'Haus': das lautentsprechende Wort des Sanskrit *kōṣa* ist 'Gefäss, Behälter, Vorratskammer'.

Ebenso durchgehend sind die Benennungen für das Dach (griech. *τέγη*, *τέγος*, lat. *tectum*, *tugurium*, ir. *teg* Haus, altnordisch *pak*, althochdeutsch *dach* u. s. f.), für Thor und Thür (skr. *dvara* Thor, gr. *θύρα*, lat. *fores*, got. *daúr*, mhd. *tor* und *tür* etc.), ja was von besonderer Wichtigkeit ist, sogar für die Thüreinfassung. Die Identität von skr. *ātā*

‘Thürrame mit der Thür’, lat. *antae* ‘Pfeiler vorn am Gebäude zu beiden Seiten der Thür’, altn. *qnd* ‘Vorzimmer an der Eingangsthür’ hat Bugge in Kuhns Zeitschrift XIX, 401 (vgl. XXIII, 84) aufgedeckt, und Zimmer Altindisches Leben S. 154 fügte noch das altbaktrische *aĩthya* hinzu.

Neben diesen identischen oder nahezu identischen Worten gibt es eine Anzahl anderer speciell germanischer, aber gleichfalls uralter Benennungen des Hauses, die mit dem Wortschatz der übrigen arischen Stämme noch eng zusammenhängen: Benennungen die zum Theil schon bei ihrem ersten Auftauchen in den germanischen Sprachen zu veralten begannen. Das gotische *razn* ‘Haus’ das sich altnordisch als *rann* schon früh verliert und sich im Angelsächsischen als *rāsn* nur spärlich belegen lässt, ist in den übrigen Dialekten bereits geschwunden: es ist aus derselben Wurzel gebildet wie unser ‘Rast’ und griechisch *ἑρᾱνός* ‘lieblich’, das für *ἑρᾱνός* steht, es bedeutet mithin ‘die liebliche Ruhestätte’. Ein ähnlicher Sinn verbindet sich mit altdeutsch *sal*, ‘der Saal’, der ursprünglich ebenso wie das Haus ein besonderes Gebäude war: er ist der Platz auf dem man verweilt, vgl. lat. *solum* ‘der Boden’, *prae-sul*, *in-sula*. Aus dem gotischen *gadawka* ‘der Hausgenosse’ ist ein Substantivum *dauk* ‘Haus’ zu erschliessen, das von Joh. Schmidt (Vocalismus I, 173) einleuchtend zu lit. *dengti* ‘decken’, altdeutsch *dunkal* ‘dunkel’ gestellt wird: es ist also eine ähnliche Benennung wie das römische *atrium* ‘das schwarze’.

Schon diese weit zurückreichende Genealogie muss uns ein Fingerzeig sein, dass unsere Vorfahren das Hausbauen auf ihrer Wanderung nicht verlernt haben, sondern dass auch hier eine fortlaufende Tradition zurückreicht bis zu den Anfängen ihrer Kultur. Denn die Gemeinsamkeit der Ausdrücke ist uns überall ein untrüglicher Bürge für die gemeinsame Kenntniss der dadurch benannten Dinge.

Etwas ausführlichere Nachrichten geben uns die ältesten litterarischen Zeugnisse antiker Schriftsteller. Nach den Anschauungen der Römer können die Germanen noch nicht bauen, oder was schlimmer erscheint: sie wollen auch nicht einmal bauen. So wenigstens schildert sie uns Cäsar der

als einen der Gründe für die germanische Sitte der Ackerverteilung und des Markwechsels anführt: 'ne accuratius ad frigora atque aestus vitandos aedificent' (De bello gallico VI, 22). So lange diese einfachste Notdurft des Lebens noch nicht erfüllt und kein genügender Schutz gegen Hitze und Kälte geschaffen war, muss der Hausbau allerdings roh genug gewesen sein. Aber wir dürfen auch hier wol einige Uebertreibung seitens des über Deutschland nicht zum besten orientirten Römers in Abzug bringen. Besser jedenfalls steht es zur Zeit des Tacitus, die auch sonst einen entschiedenen Höhepunkt germanischer Entwicklung bezeichnet. Die hohe Verehrung und das sich bis zum göttlichen steigernde Ansehen der Frauen machen dies auch für die geselligen und häuslichen Verhältnisse warscheinlich. Man wohnte in geordneten Ansiedlungen und Dörfern, die aus haufenweis zusammenliegenden Einzelgehöften und Einzelhäusern bestanden, die auch durchweg eine besondere Berücksichtigung des jedesmaligen Terrains erkennen liessen (Germania XVI). Und auch die Kunst hatte schon die ersten Hände geregt und den Wänden z. B. einen dem Auge der Bewohner wolgefälligen glänzenden Anstrich hinzugefügt. Freilich römischen Verhältnissen gegenüber blieb die Unkenntniss im Bauen noch immer sehr auffällig. Anstatt der römischen Mauersteine und Ziegel, für die es den Germanen auch an Worten gebrach, bediente man sich eines unförmlichen, unansehnlichen und ungefälligen Baumaterials, bei dem wir wol an Holzstämme (die eigentliche *materia timbar*) sowie daneben an Fachbau mit Flechtwerk zu denken haben. Dasselbe bezeugt uns auch Herodianus VII, 2: λίθων μὲν γὰρ παρ' αὐτοῖς καὶ πλίνθων ὀπτῶν σπάνις, ὅλαι [οἰκήσεις] δὲ ἔνδεσδροι, ὅθεν ξύλων οὐσῆς ἐκτενείας συμπήγνοντες αὐτὰ καὶ ἀρμάζοντες σκηνοποιῶνται. Diese leichte Holzbauart bestätigen ausserdem noch die kolossalen Einäscherungen, die im Verlaufe jedes römischen Feldzugs in Germanien verzeichnet werden. Bedeckt waren die Häuser von altersher mit Stroh, was Plinius XVI, 64 von den Völkerschaften des Nordens anmerkt, bei denen er zweifellos auch an die Germanen denkt. Er fügt hinzu: 'durantque aevis tecta talia' und rückt damit den hohen Adel dieser

Dächer noch in eine ferne Vorzeit hinauf. — Die Nachrichten des Strabo VII, 1, 3 endlich der die Leichtigkeit des Transportes hervorhebt, bei dem die Bewohner ihren ganzen Hausrat auf Wagen zu laden vermöchten, um damit zu ziehen wohin es ihnen beliebe, haben wol wesentlich Zustände der Wanderung im Auge, deren Kenntniss auf die Cimbern- und Teutonenzüge zurückgehen dürfte (vgl. Plinius VIII, 61).

In diesen wenigen Notizen übersehen wir nun aber auch alles Wesentliche was antike Schriftsteller über den Gegenstand aufbewahrt haben. Und das sonstige Material aus ältester Zeit ist sehr trügerisch oder noch wenig verwendbar. Bei den runden Barbarenhütten der Antoninsäule scheint es nicht nur fraglich, wie weit damit germanische Häuser vorgestellt werden sollen, sondern mehr noch, ob ihnen überhaupt eine positive Anschauung zu Grunde liegt. Wichtiger sind die norddeutschen Hausurnen, die alle einer frühen Periode germanischer Karamik angehören und zweifellos leichte Nachbildungen von Häusern sind oder doch Reminiscenzen daran enthalten. Aber sie tragen keinen einheitlichen Charakter und nähern sich bald mehr der Haus-, bald mehr der unbestimmteren Urnenform. Einige sind viereckig, andere oval, noch andere rund. Und überdies bleibt fraglich, wie weit ihnen etwa italische Muster zu Grunde liegen. Alle bisher gefundenen, es sind neun an der Zahl, stammen aus einer räumlich ziemlich beschränkten Gegend: sechs aus dem Gebiet zwischen Harz und Elbe, zwei aus Thüringen, eine aus Meklenburg (Virchow in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1880 S. 297 f.¹). Bestimmte Aufschlüsse erhalten wir hierdurch noch nicht, nur deuten einige Exemplare ein Strohdach mit darübergelegten Rippen und deren gabelförmiger Verlängerung an den Firstecken an. Die interessante Thüreinrichtung befindet sich bald in der Lang-, bald in der Giebelseite.

Wirkliche Ueberreste altgermanischer Häuser kommen für unsere Untersuchung gleichfalls noch nicht in Betracht:

¹ vgl. auch das in der Nähe von Ratibor gefundene runde Broncehäuschen mit überhängendem Spitzdach (ebenda 1881 S. 107), das wiederum an etruskische Muster deutlich erinnert.

weder die Ueberreste der Pfahlbauten noch die sogenannten Erdwohnungen lassen uns zu einer festen Anschauung vordringen. Und die Bauten der späteren Zeit bestätigen zunächst auch nur mit ihrer Holztechnik die Angaben der klassischen Autoren.

Dagegen dürften die Geschichtschreiber des früheren Mittelalters noch manche interessante Notiz enthalten. Die im fünften Jahrhundert vom heiligen Severinus geweihte Holzkirche bei Passau war ein leichter Holzbau der zum Schutz gegen Ueberschwemmungen auf gabelförmige Pfähle gesetzt war (Vita St. Severini c. XV). Der Heilige selber wohnte in einer so niedrigen Hütte, dass der schlank gewachsene Odoacker sich bücken musste, um nicht mit dem Kopf an die Decke zu stossen (c. VII). — Die Nachrichten über das älteste Holzmünster in Strassburg die auch von Leheld¹ S. 98 wieder in Umlauf gesetzt werden, beruhen auf mittelalterlicher Erfindung und haben keinerlei historische Gewähr (Kraus, Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen 1, 349 ff.). Hingegen wissen wir, dass in St. Gallen 615 bereits zu Platten gespaltene Baumstämme verwendet wurden. — Zu den modernen Holzkirchen und Bauernhäusern, besonders der Gebirgsgegenden, dauert diese altgermanische Technik auch heute noch fort.

Ueber die innere Anlage der Häuser suchen wir für die ältesten Zeiträume vergeblich nach urkundlichen Aufschlüssen. Hier muss die Forschung anknüpfen an den Bestand der noch vorhandenen Denkmäler, und zwar an die bäuerliche Architektur die allein noch charakteristische Typen aufweist. In den Publicationen zahlreicher Localforscher und

¹ Die Holzbaukunst. Vorträge an der Berliner Bauakademie gehalten von Dr. Paul Leheldt. Berlin 1880. Dies Buch gibt eine zusammenfassende Darstellung der technischen Seite der Holzbaukunst. Aber es begegnen dem Verfasser wiederholt sehr erhebliche Ungenauigkeiten, vor denen man sich in Acht zu nehmen hat: was Jornandes c. 2 von den alten Britten erwähnt, dass sie in rutengeflochtenen Hütten wohnen, schreibt er S. 97 den Germanen zu, u. A. m. Brauchbare Zusammenstellungen bietet Alwin Schulz in den Mitth. d. k. k. Centralcommission 1856. S. 329 ff.

Vereine ist in den letzten Decennien viel schätzbares Material zusammengebracht, so dass wir die Stilarten mancher Gegenden sehr vollständig übersehen. Gleich der erste Eindruck den wir erhalten, ist, dass hier eine erstaunlich zähe Tradition fortwaltet. Ueber weite Landstrecken hinweg wiederholen sich oft auch heute noch diese Bauernhäuser so sicher und konsequent, wie die Erde ihre Bäume und Sträucher fortwachsen lässt.

Der kunstgeschichtlichen Betrachtung sind bisher nur zwei Typen geläufig: der fränkisch-oberdeutsche und der sächsische (Otte, Geschichte der deutschen Baukunst S. 43 f.). Indess beruht dies nur auf ungenügender Kenntniss des Materials. Wir werden denselben noch einige andere hinzuzugesellen haben. Und es muss meine nächste Aufgabe sein, alle einzelnen germanischen Baustile, soweit sie mir bekannt geworden sind, beschreibend vorzuführen und sie einer eingehenderen Betrachtung zu unterziehen.

ZWEITES KAPITEL.

DIE FRÄNKISCH-OBERDEUTSCHE BAUART.

In Deutschland am weitesten verbreitet ist die fränkische oder oberdeutsche Bauart¹. Sie erstreckt sich über das ganze rheinische, mittel- und süddeutsche Gebiet von der Ruhr bis zu den Alpen, vom Westerwald und den Vogesen bis Alt-bayern, der Steiermark und Böhmen und findet sich noch-mals in Siebenbürgen. Nördlich daran schliesst sich der sächsische Stil. Die Grenzlinie zwischen beiden ist durch

¹ Otte, Geschichte der Deutschen Baukunst S. 44. Buch der Erfindungen I, 260 f. Landau in den Beilagen zum Correspondenzblatt der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine VI (1858). VIII (1860). X (1862). Peez in Westermanns Illustrierten Monatsheften V, 68 ff. (1858): das mitteldeutsche Bauernhaus. Brückner im Globus VII (1865) S. 59 ff.: das nordfränkische Bauernhaus. Meitzen, Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Preussischen Staates 2, 130 ff. Henning, Quellen u. Forschungen III, 43 f. Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, bearbeitet von einem Kreise bayrischer Gelehrten I, 280 f. II, 164 ff. und sonst. Typen landwirtschaftlicher Bauten des bäuerlichen Grundbesitzes in Tirol und Vorarlberg beschrieben von Kaltenegger Wien 1878. F. Eisenlohr, Holzbauten des Schwarzwaldes 1853. Gladbach, Die Holzarchitectur der Schweiz. Zürich 1876 (woselbst S. 1 weitere Litteratur). Wastler, Die oberösterreichischen Bauernhöfe bei Westermann V, 295 ff. Grueber, Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen VIII, 213 ff. Seydl, Pläne typischer Formen landwirtschaftlicher Bauten des Klein-Grundbesitzes in Böhmen. Wien 1878. Schröer, Officieller Ausstellungsbericht der Wiener Weltausstellung (Gruppe XX: das Bauernhaus).

die Forschungen von Landau und Meitzen genauer festgestellt. Sie zieht sich von der Maas ungefähr bei Venloo östlich bis zur Ruhrmündung und die Ruhr hinauf bis zur westfälischen Grenze, geht mit der letzteren bis auf die Wasserscheide des Rothaargebirges im Süden von Olpe, verfolgt sie in nördlicher Richtung 'genau auf der alten Volksgrenze zwischen Sachsen und Franken' bis nach Astenberg, schreitet von hier wieder bis zu den alten Grenzfesten Sachsenburg und Sachsenhausen vor und zieht sich dann nördlich des Habichtswaldes über Zierenberg nach Münden an die Weser. Jenseit derselben geht sie nordwärts bis Hildesheim und läuft sodann südlich vom lüneburger und altmärkischen Wendenland zur Elbe etwa in die Gegend von Tangermünde. Oestlich derselben wird ihre Spur immer undeutlicher.

Auf dem angegebenen weiten Gebiete begegnen nun mancherlei Spielarten, bei denen das Haus eine sehr verschiedenartige, landschaftlich wechselnde Physiognomie erhält. Eine ausführliche Betrachtung müsste auch alle diese besonderen Merkmale feststellen und charakterisiren, wofür freilich noch sehr umfassende Vorbereitungen zu treffen wären. Wir dürfen uns hier um so mehr auf die allgemeinen Kennzeichen beschränken, da alle Varianten doch immer wieder auf denselben Grundtypus zurückweisen.

I. DAS BAUERNHAUS.

Ich beginne mit der Beschreibung des einfirstigen fränkischen Bauernhauses und wähle als erläuterndes Beispiel ein Haus aus Ginheim bei Frankfurt a. M., welches im Correspondenzblatt von 1860 nach der Aufnahme des Herrn Geometer Jost abgebildet und von Landau beschrieben ist (Fig. 1 und 2).

Das Haus ist laut einer über der Thür angebrachten Notiz im Jahre 1656 renovirt, dürfte also zu den älteren noch vorhandenen Exemplaren gehören.

Die lange Seite ist gegen den Hof, die breite gegen die Dorfstrasse gerichtet. Den Fuss bildet eine niedrige

Grundmauer. Das Gebäude selbst ist ganz von Holz. Die Gefache sind mit Flechtwerk (Flitzgerten) ausgezäunt und dies mit Lehm überzogen. Die in der Mitte des Hauses befindliche Thür führt in den Wohnraum, die andere in den Stall.



Fig. 1.

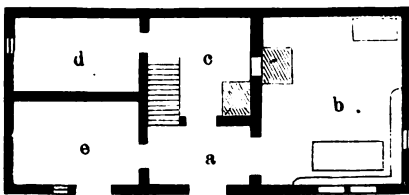


Fig. 2.

Treten wir ins Haus, so gelangen wir auf den Eren a, auch Hausgang oder Flurhaus genannt, und weiter durch die Thüre rechts in die Wohnstube b. Zwei Fenster derselben

gehen in den Hof, eins auf die Strasse. Unter den Fenstern entlang läuft in der hier gebildeten Ecke eine Bank, davor steht der Tisch. In älteren Häusern ist diese Bank ein langer Kasten, dessen Deckel als Sitzbrett dient, der entweder zur Aufbewahrung von Kleidungsstücken oder als Bett verwendet wird. In der gegenüberliegenden Ecke steht das Ehebett. In der Regel jedoch ist an dieser hinteren Seite durch eine leichte davorgezogene Wand eine eigene Schlafkammer abgetheilt. An der Küchenwand befindet sich der Ofen. Die der Hausthür gegenüberliegende Thür führt in

die Küche c. Rechts steht der niedrige, meist nur einen halben Fuss hohe Herd, über dem sich der Rauchmantel ausbreitet. Der über dem Feuer befindliche Topf hängt an einer im Rauchfang befestigten 'Langhahl'. Aus der Küche führt eine Thüre in die Vorratskammer d, aus dem Eren eine in den Stall oder die Kammer e. Vom Flur aus geht eine Treppe in das obere Stockwerk, das ganz entsprechend dem unteren abgetheilt ist.

An diesen in sich zusammenhängenden Wohntheil schliesst sich nun häufig hinter den Kammern noch eine Reihe von Ställen und Schuppen an, aber letztere stehen weder unter sich noch mit jenem in Verbindung, vielmehr hat jeder nach Bedarf seine eigene Diele, seinen eigenen Ausgang ins Freie. Nur werden alle Räume stets unter demselben fortlaufenden Dache vereinigt. Auf diese Weise nimmt das Haus die Form eines langgestreckten Rechteckes an, dessen eigentliche Front der Giebel bildet, welcher der Strasse, dem Bache oder dem sonst die Richtung gebenden Terraingegenstände zugekehrt ist.

Doch wird das Ginheimer Haus trotz seinem Alter von anderen vielfach noch an Ursprünglichkeit übertroffen. Ebenso wie dort der rechts vom Eingang gelegene Wohnraum ungetheilt ist, werden mehrfach auch die auf der andern Seite des Eingangs gelegenen Kammern (d und e) zu einem einzigen Raume vereinigt, was entschieden als die ältere und einfachere Form zu gelten hat. Aber auch der mittlere Theil ist in dem Ginheimer Exemplar schon etwas entstellt: der Eren ist hier durch die vergrösserte Küche einigermassen beengt, während er gerade in den älteren Häusern sehr stattlich zu sein pflegt. Die Trennung von Eren und Küche ist überhaupt erst eine später durchgeführte: ursprünglich waren beide ebenso ein einheitlicher ungetheilter Raum wie Wohnstube und Gegenüber-Kammer. Und dieser mittlere Abschnitt des Hauses ist denn auch eben so geräumig, wie die beiden rechts und links von ihm gelegenen.

Diese Einrichtung können wir mehr oder weniger getreu an sehr vielen Exemplaren, besonders abgelegenerer Grenzgegenden nachweisen. Als Beleg diene der von Landau

(Correspondenzblatt VI S. 5) mitgetheilte Grundriss eines 1688 erbauten Hauses aus dem Fuldathale, an der Nordgrenze des Grapfeldes (Fig. 3).

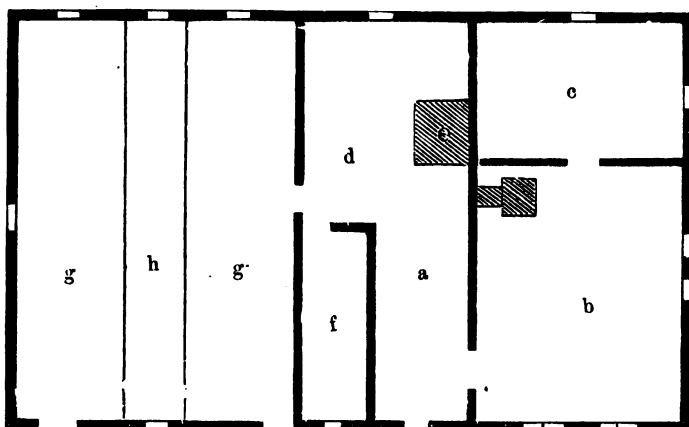


Fig. 3.

Hier sind der Eren a und die Küche d noch ungetrennt, während umgekehrt von der Wohnstube b schon eine Kammer c abgesondert ist. Die vom Flur ausgesparte Kammer f ist deutlich ein gelegentlicher unursprünglicher Zusatz, während die Viehställe gg mit dem Futtergang h durchaus wieder dem allgemeinen Typus angehören.

Vollends in ganz alten Bauten wächst der Eren mit dem Herd immer noch an Bedeutung. Ein klassisches Beispiel liefert die in den Erhebungen der königl. Preuss. Oberbaudeputation¹ beschriebene Bauernwirtschaft aus der Eifel, eine halbe Stunde von Montjoie, Rgbzk. Aachen. Wenn das einsame Gehöft noch steht, so hat es nun bald sein

¹ Die Ermittlungen, welche die Oberbaudeputation zu Berlin in den Jahren 1829 und 1830 durch k. Baubeamte über den Bau der Bauernhäuser anstellen liess, werden in einer Mappe (Nr. 133 tit. 10) auf der Bibliothek der k. Bauakademie verwahrt. Sie bestehen aus 8 Heften und 21 Zeichnungen und sind nach Regierungsbezirken geordnet. Leider bekunden fast alle Beschreibungen einen wenig scharfen Blick für das Charakteristische.

viertes Säculum hinter sich. Hier ist der Flur die grösste und hauptsächlichste von allen Räumlichkeiten. Auch der breite Herd hat sich noch in seiner Mitte behauptet. 'Das niedrig und frei lodernde Feuer ist der Centralpunkt für die mit dem Ur- und Grossvater herumsitzenden und sich wärmenden Hausgenossen.' Ueber ihm hängt altertümlicher Weise an einem Gestell der grosse Kessel. — Auf der einen Seite des Flurs liegt die kleinere Wohnstube, auf der andern der Stall, hinter ihm ist noch eine schmale Futterkammer abgetrennt.

In diesem dreifach getheilten Raum haben wir die eigentliche charakteristische Form des fränkischen Hauses zu erkennen. Sie bleibt sich gleich, mag das Haus für sich allein dastehen oder mit anderen Baulichkeiten zu einem Hofe verbunden sein.

So fest nun auch dieser Typus begründet ist, so wenig dürfen wir doch sicher sein, in ihm bereits die Grundform unserer Bauart vor uns zu haben. Vielmehr geht von vorn herein die Warscheinlichkeit dahin, dass bei dieser stereotypen, aber keineswegs ganz einfachen Anlage schon frühe Kulturübertragungen im Spiele sind. Um einen Schritt weiter rückwärts thun zu können, erscheint vor Allem eine sorgfältigere Durchforschung der abgelegeneren Grenzgebiete nötig, die von einer allgemeineren Bewegung bereits schwächer getroffen werden mussten oder vielleicht gar nicht davon berührt wurden.

Mitteldeutschland nach der Grenze des sächsischen und slavischen Hauses hin, und besonders die alpinen Ansiedelungen kommen hierfür in Betracht.

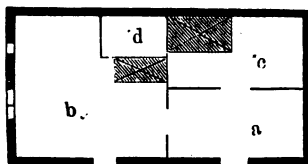


Fig. 4:

So sehen wir denn schon bei Wetzlar, in dem bei Westermann V, 70 mitgetheilten Wohnhause von Rechtenbach (Fig. 4), wo die Kammer an der einen Flurseite fehlt, den einen der drei wesentlichen Hausteile verschwinden.

Die beiden übrigen Abschnitte sind dagegen völlig identisch, nur ist der Flur- und Herdraum

widerum in den Häusern a und die hintere Küche c getheilt, während die Wohnstube b mit dem in ihr befindlichen Bettraum d noch keine weitere Einschränkung erlitten hat.

Denselben Grundplan wie das Rechtenbacher Haus zeigen auch die Anlagen nächst der slavischen Grenze, vor Allem die Bauernhäuser der neun alten selbständigen Böhmerwaldgerichte (Seydl, tab. 1).

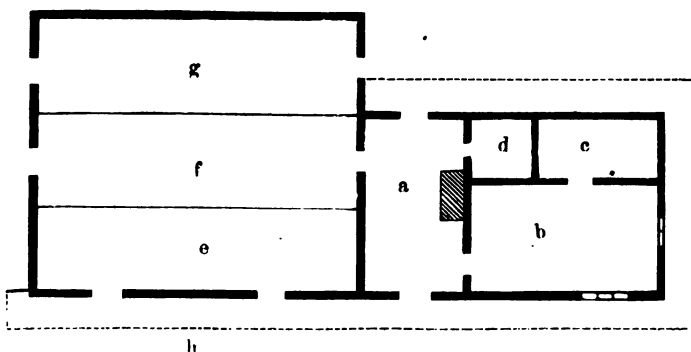


Fig. 5.

Fig. 5 zerfällt für das Auge sofort in zwei völlig gesonderte Theile, die in einen zufälligen und rein äusserlichen Zusammenhang gebracht sind: die aus Stein aufgeführte Scheuer mit den Stallungen e, der Tenne f und der Banse g und das schmalere eigentliche Wohnhaus, das bis auf die Herdstelle ganz aus Holz errichtet ist und an allen drei Seiten von offenen Gallerien (hh) umzogen wird. Der Flur und Herdraum a zeigt noch seine volle ungeschmälerste Ausdehnung, und auch die hinter der Wohnstube b abgetheilte Schlafkammer c und Rauchkammer d sind nur unwesentliche Entstellungen des Grundplanes. Eine Kammer auf der andern Seite des Flures findet sich nicht.

In derselben Weise sehen wir die Wohnanlage sich vereinfachen, wenn wir uns von Franken weiter südwärts begeben. Hierin dürfte noch ein alter Unterschied zwischen fränkischer und alemannischer Bauweise zu Tage treten. Freilich sind die alten Grenzen nicht mehr innegehalten: wie

so manche andere Kultureinrichtung hat sich auch fränkische Bauweise tief nach Alemannien hinein gezogen und beherrscht noch das Unterelsass (wie in Fig. 10) und einen grossen Theil von Baden. Erst im südlichen Alemannien und in der Schweiz wird das zweigetheilte Wohnhaus die allgemeine Regel.

Figur 7 nebst der malerischen Aussenansicht Fig. 6,



Fig. 6.

und Fig. 8 sind zwei alte Schwarzwaldhäuser aus Furschenbach nahe bei Ottenhöfen im Kappeler Thal. In ihnen treten uns unmittelbar neben einander noch beide Einrichtungen entgegen: Fig. 7 zeigt die mehr fränkische, Fig. 8 die mehr alemannische Art. Die grösseren Dimensionen haben in beiden Vertretern wiederum noch eine doppelte Theilung der einzelnen Abschnitte herbeigeführt: der mittlere Raum ist in den Vorplatz a und die Küche d, der Wohnraum in die

Stuben b und c aufgetheilt. Der Abschnitt mit den Kammern hat in Fig. 7 sogar eine dreifache Gliederung erfahren. In Fig. 8, wo er gänzlich fehlt, ist dafür in einem späteren Anbau hinter c noch eine eigene Kammer e hinzugefügt.

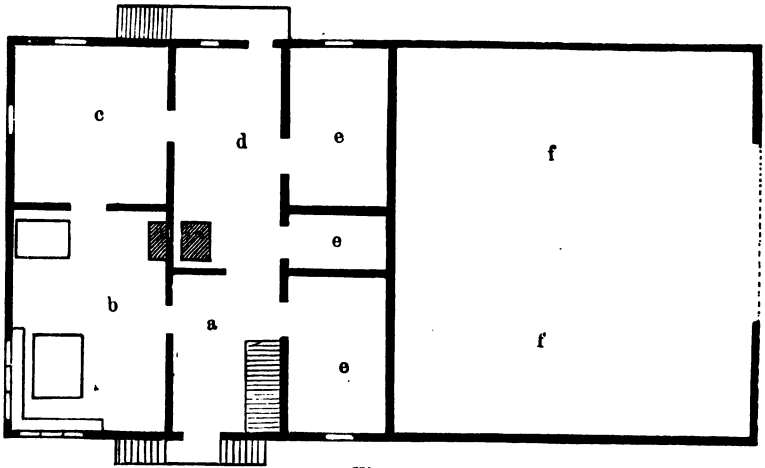


Fig. 7.

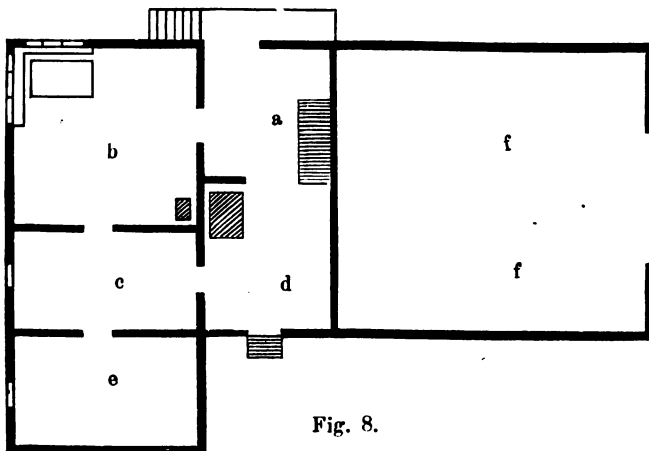


Fig. 8.

Diese Wohnräume sind aber nur ein geringer Theil des Schwarzwaldhauses, das zugleich auch alle Wirtschaftsräume

unter demselben Dache vereinigt. So entstehen ganz ungewöhnliche Constructionen, die oft einen überaus grossartigen und reizvollen Charakter annehmen.

Wer die Gebirgsthäler des Schwarzwaldes durchwandert, wird nicht müde, eines dieser Häuser nach dem anderen zu betrachten. Sie stehen mit der umgebenden Landschaft in engster Wechselwirkung, und man meint ihnen ihren alten Zusammenhang mit der Natur noch anzuspüren. Sie tragen einen ebenso altertümlichen wie volksmässigen Charakter, der durch keine fremdartige Beeinflussung entstellt ist. In der Regel liegen sie zerstreut und einzeln da. Bald sind es breite Kolosse die unter hohem Pyramidenstrohdach unten im Thale lagern, bald treten sie an den Bergabhängen zwischen grünen Bäumen halbversteckt hervor. Aber auch an den Strassenzügen der Dörfer haben sie ihre Eigentümlichkeit recht oft bewahrt, die freilich in jedem Thale wieder uns mannigfach modificirt entgegentritt.

Der Aufbau des Schwarzwaldhauses ist von unten nach oben dreifach gegliedert. Im ummauerten Erdgeschoss befinden sich die Viehställe, darüber erhebt sich als bunter Fachwerkbau der niedrige Wohnraum mit den Kammern und Ställen, und zu oberst im Holzwerk des mächtigen Dachstuhls befinden sich die Korn- und Speicherräume.

Dieser Dachstuhl ist in allen alten Häusern mit einem steilen, oft zu ausserordentlichen Dimensionen emporsteigenden Strohdach bekleidet, das in manchen Thälern an der Aussichtseite des Giebels offen ist, in anderen dagegen wie eine mächtige breitkrämpige Sturmhaube über das ganze Haus tief herabgezogen ist.

In den inneren Dachraum führt von aussen eine Art Hochbrücke, die entweder über einen steinernen Unterbau und überbrückende Bretterlage in eine kappenartige Dachluke einmündet oder mit dem ebenerdig ansteigenden Terrain in den hinteren Hausgiebel hineinleitet. Der Bodenraum selber hat durchweg eine beträchtliche Ausdehnung. Im Simonswalder Thal, das noch so manches Volkstümliche bewahrt, betrat ich einen, in dem wol sieben vollgeladene Erntewagen hinter einander aufgefahren werden konnten.

Neben dem Strohdach gibt die Holzbekleidung dem Schwarzwaldhause einen eigenen Reiz. Die dunkelbraune Tannenfarbe der Bretter und Balken nimmt mit der Zeit einen ganz sammetartigen Ton an.

Wo wir in alten Häusern Schornsteine treffen, sind sie eine junge Neuerung. Das beweist noch völlig deutlich das im Innern und draussen um die Thüren russgeschwärzte Holzwerk, sowie oben um den Schornstein die Ausbesserung und Unterbrechung des altherrwürdigen Strohdachs, das hier zum Schutz gegen die sprühenden Feuerfunken mit Ziegeln eingedeckt ist.

An der Vorderseite des Hauses läuft in vielen Gegenden ein erhöhter, aus Blockhölzern hergestellter, 8—10 Fuss breiter Boden entlang, die sogenannte Brücke, von der aus alle Zugänge zu den Futtergängen und Stallungen und zum Hausgang betreten werden. Dem Eingang gerade gegenüber steht hier das Brunnenhäuschen mit seinem immer frisch sprudelnden Wasser und der daneben angebrachten kühlen Vorratskammer, in der im Sommer Milch und Butter aufbewahrt werden.

Uns weiter nach Süden wendend betreten wir die Heimat des eigentlichen Alpenhauses, das sich wie ein breiter Gürtel um die ganze Südgrenze des oberdeutschen Stilgebietes herumlegt, und in der Schweiz wiederum einen etwas anderen, dem alemannischen verwandteren Charakter trägt wie in Bayern und Tirol.

Das Alpenhaus ist neben dem sächsischen wol das bekannteste der Bauernhäuser. Es wetteifert gelegentlich noch mit dem Schwarzwaldhause an Grösse der Construction, zeichnet sich aber vor demselben aus durch die wunderbare Zierlichkeit seiner Holzarchitektur und seiner kunstvollen Schnitzereien. Es verbindet zugleich mit seinem platten Dach eine offenere und freiere Anlage gegenüber dem traulich verhüllten und heimlichen Wesen des Schwarzwaldhauses.

Auch in ihm werden Wohnräume, Kammern, Gänge, Stallungen und Scheune in einem oft bunten Durcheinander und in mannigfacher, landschaftlich variirender Abwechslung zusammengestellt und unter dasselbe Dach gebracht. Aber

überall hat diese Vergrößerung und Ansammlung von Räumen auf der Grundlage des alten einfachen Bauernhauses stattgefunden. Trennen wir alle diese Zuthaten ab, so bleibt als Grundstock auch hier das oberdeutsche Bauernhaus zurück, am deutlichsten in der Schweiz und in den alemannischen Gegenden Tirols. im Lech- und Tannheimerthale.

Aber es kann hier nicht meine Aufgabe sein, diesen Grundplan aus den einzelnen Typen herauszuschälen, so weit es noch möglich ist. Es genügt die Thatsache, dass in den Urkantonen der Schweiz diese Urzelle selber vielfach als besonderes Haus verbreitet ist. Gladbach S. 4 gibt den beifolgenden einfachen Grundriss eines Hauses aus Schwyz.

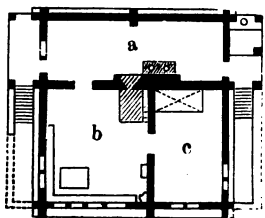


Fig. 9.

Es hat eine ziemlich quadratische Anlage und hält die Fenstern der Wohnstube der Sonne zugewendet. Diese Wohnstube b mit ihrem Eingang, Fenstern, Tisch, Ofen und Bänken ist gerade so eingerichtet wie in Oberdeutschland und Franken.

Auch die Schlafkammer c liegt an der nämlichen Stelle wo sonst innerhalb der Wohnstube der Verschluss für die Betten angebracht ist. Quer hinter beiden befindet sich der Hausgang a, der zugleich Flur und Küche ist. Der Rauch sucht sich durch den oben bis unter das Dach zum Theil offenen Küchenraum einen Ausweg durch kleine Giebelluken. Im Hausgang zu beiden Seiten des Hauses liegen die Hausthüren mit Vortreppen unter dem Schutz der oben vorgebauten Seitenlauben oder des weit ausladenden Daches. Zuweilen sind mit diesen Vortreppen auch kleine abgeschlossene Vorplätze verbunden.

Ueber die weitere Construction des Schweizerhauses verweise ich auf die treffliche Schrift von Gladbach und die dort herangezogene weitere Litteratur. Mir genügt es, nachgewiesen zu haben, dass der Grundstock des alemannischen Hauses ein zweigetheilter Raum von der dargelegten Beschaffenheit ist.

Wie in der Schweiz begegnen wir dem Alpenhause

auch in Ober-Bayern, Tirol und Ober-Oesterreich (Semper, Der Stil II, S. 293 f.). In der Grundrissanlage scheinen keine wesentlichen Unterschiede hervorzutreten, nur ist der Eingang hier sehr häufig in die Giebelseite verlegt, der sich in Alemannien fast durchgehend in der Langseite befindet. Die wettertüchtige Constructionsart bleibt überall dieselbe. Die Ornamente nehmen dagegen vielfach einen etwas veränderten Charakter an, Brettergetäfel an den Wänden und herumlaufende Gallerien werden fast regelmässige Bestandtheile. Den Giebel ziert oben am First ein Paar Pferdeköpfe und oft noch ein Akroterion in Form eines dreifachen Kreuzes. Ueber der Mitte des Daches ist ein bald viereckiges, bald rundes Thurmhäuschen angebracht mit der Glocke darinnen, welche das Gesinde von der Arbeit heimruft oder Feuersnot verkündet. In einzelnen Gegenden Tirols werden diese Glockenthürmchen zu wahren Pracht- und Zierstücken.

Diese alpine Bauart erstreckt sich noch weiter und greift in die Südspitze Böhmens hinein. Sie zieht sich von Neumarkt über Winterberg gegen Budweis hin und setzt sich in etwas modificirter Weise bis in die Gegend von Tabor und Neuhaus fort, wo die letzten Anklänge aufhören (Grueber S. 216).

Hoffentlich wird es gelingen, alle diese Typen noch kennen zu lernen und zu sammeln, ehe ihre charakteristischen Vertreter verschwunden sind.

II. DER BAUERNHOF.

Das alemannische und bajuvarische Gebirgshaus, das alle Räume unter demselben Dach vereinigt, widerstrebt jeder Hofanlage. Wo aber findet sich eine solche auf dem ganzen sonstigen Gebiete unserer Bauart. Und zwar ist sie eine ebenso stereotype wie die des Hauses selber.

Sie zeigt durchweg eine annähernd quadratische Form, so dass die Gebäude aus drei oder vier einen inneren Hofraum umspannenden Flügeln bestehen. Zur Veranschaulichung

diene ein elsässischer Hof aus Mundolsheim bei Strassburg, dessen jetzigen Aufbau eine Jahreszahl über der Hausthür auf das Jahr 1777 ansetzt.

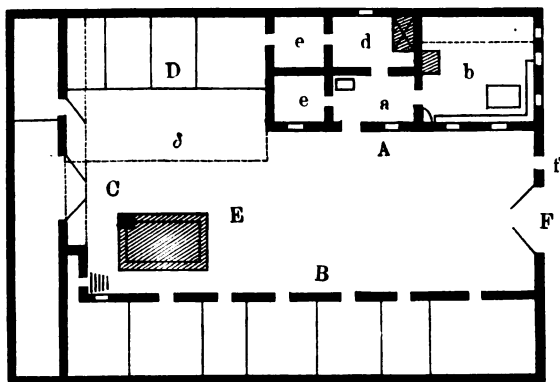


Fig. 10.

Den Giebel mit der Stube b der Strasse rechtwinklig zugekehrt steht das Wohnhaus A, dessen Langseite in den Hof hineinschaut. Seitwärts daran reiht sich eine Anzahl offener Schuppen (D), vor denen durch das weit herüberhängende Dach noch ein eigener Vorraum (der Schopf δ) gebildet wird. Gerade gegenüber liegt das Stallgebäude B von entsprechender Länge. Beide Seiten werden nach hinten durch eine dazwischenliegende Scheuer C wiederum verbunden. Nach vorn wird der Hof von der Strasse durch eine Mauerwand abgeschlossen, welche fast die Höhe von zwei Stockwerken erreicht, so dass kein Blick von draussen herüberdringen kann. Darüber weg zieht sich eine Art niedrigen Satteldaches.

Den Eingang vermittelt ein Thorgestell, welches auf dem ganzen Gebiete in auffallend stereotyper Weise sich wiederholt. Oft ist es von besonderer Grossartigkeit und wächst leicht zu einem eigenen Thorhause an, aus dessen Dachraum sich ein volles Stockwerk entwickelt. Ueberall aber finden wir den hohen doppelflügligen Thorweg (F) mit der niederen,

näher am Wohnhause gelegenen Pforte für Fussgänger f, auch dort wo der Hof nur durch einen einfachen Zaun von der Strasse getrennt wird.

Es gewährt einen eigenen Reiz voll ungeahnter Ueber-
raschungen, in einem rheinischen Dorfe umherzuwandeln, das
bunte Gewirr der Strassenläufe, der Wege und Pfade zu ver-
folgen, an denen die Höfe umherliegen und ihr Inneres dem
forschenden Auge mehr verbergen als zeigen. Man erhält so
noch die kräftigste Illustration zu der Schilderung, welche Tacitus
Germania XVI von den deutschen Dörfern entwirft: 'Nullas
*Germanorum populis urbes habitari satis notum est; ne pati
quidem inter se iunctas sedes. colunt discreti ac diversi, ut fons,
ut campus, ut nemus placuit. vicos locant non in nostrum morem
conexis et cohaerentibus aedificiis: suam quisque domum spatio
circumdat, sive adversus casus ignis remedium sive incitiam
aedificandi*'. Fast gerade so ist es noch heute. Von einer
planvollen Dorfanlage ist keine Rede. Es ist ein zu-
sammengedrängter Haufe von Einzelgehöften (unser 'Dorf'
gehört zu lat. *turba* 'Haufe'), von denen der Platz der meisten
ohne Rücksicht auf den der anderen gewählt ist. Und selbst
die Landstrasse bleibt oft ein sehr zweifelhafter Faden durch
dies Gewirr, da sie sich manchmal von den zahlreichen in
einen Sack führenden Gassen wenig unterscheidet. An diesen
Sackgassen, an den sich durchschlängelnden Gräben und An-
bergen stehen die einzelnen Höfe da nach eigener Willkür
der Erbauer. Und die grössere Regelmässigkeit an den
Strassenzügen ist ebenfalls oft genug eine sehr scheinbare.
Die Hofmauern und Gitter bilden jetzt zwar an den Strassen
meist grade Linien, aber öffnen wir eins der grossen Thore
und treten ins Innere, so entdecken wir zu unserem Erstau-
nen, dass der Hof mit einer ganz anderen Front daliegt als
wie die Strasse sie zeigt: das Thorgebäude führt dann wol
in schiefer Richtung oder gar um die Ecke in den eigent-
lichen Hof hinein. Der Zusammenhang zwischen Hof und
Strasse ist hier zweifellos erst spät aufgenommen, war ur-
sprünglich nicht vorhanden. Alles weist noch mit so deut-
lichen Fingerzeigen auf einen früheren, ursprünglicheren und
regelloseren Zustand zurück, dass man sich manchmal wol

herausgefordert fühlt, rein aus inneren Gründen heraus die Baugeschichte eines solchen Dorfes zu entwerfen.

Eine noch grössere Selbständigkeit wie der fränkische und alemannische Hof trägt der bayrische zur Schau, und zwar scheint das Salzburgerland seinen Charakter am reinsten zu bewahren. Was in Franken und Alemannien seltener begegnet, ist hier die Regel: Der bayrische Hof ist ein völliger Geviertbau, der ringsum durch zusammenstossende Gebäude und Stallungen umschlossen ist. Die Einfahrt vermittelt ein Thorhaus oder Thorweg unmittelbar neben dem Giebel des Wohngebäudes, befindet sich also in derselben Front wie beim fränkisch-alemannischen Hofe. Auch die schräg gegenüberliegende Ecke gestattet meist noch einen Eingang. In Niederbayern werden alle einzelnen Hofgebäude durch hohe Thore von meist schräger Stellung verbunden. In der Oberpfalz und Regensburg, mehrfach auch schon im untern Isargau und am Erdingerboden wird, wie beim benachbarten fränkischen Hofe, die Einfahrtsseite nur durch eine hohe Bretterwand begrenzt, auf der nicht selten eine überdachte Heulage angebracht ist. Die stattlichen Gehöfte dieser Gegenden sollen förmlichen Holzburgen vergleichbar sein. Häufig sind auch mehr als vier Gebäude zu einem Hofe zusammengestellt, dann ergeben sich etwas unregelmässigere Formen, aber jener geschlossene Charakter bleibt überall gewahrt. Die hohen überhängenden Dächer, deren Flügel nahezu den Boden streifen, sind von Stroh, die Firsten ziert an den Giebeln je ein gekreuztes Paar Pferdeköpfe oder ein Wetterkreuz in der Mitte. Die Wände sind von Holz und Lehm. So liegt der bayrische Einödhof wie ein zugebautes Castell für sich allein da und bringt das Streben nach gesondertem Wohnen zum stärksten Ausdruck. Wie tief sich diese Neigung bei den Germanen eingewurzelt hat und wie alt diese daraus entstandene Hofanlage, zeigt der Umstand, dass auch in den entferntesten Gegenden des fränkischen Niederrheins absolut entsprechende Bauweisen sich finden: der Hofener Hof im Südwesten von Brühl, von dem Meitzen S. 140 eine Abbildung gibt, stimmt ganz zu den bajuvarischen Constructionen.

Noch einen weiteren Schritt hierüber hinaus hat man in Ober-Oesterreich gethan, wo die ganze Anlage in ein einziges quadratisches stockhohes Gebäude von der Grösse und Art des beschriebenen Hofes zusammengezogen wird. Der Nutzen und die Verwendung dieses so entstehenden colossalen Complexes, der nun auch eine Menge von Wohnräumen enthält, lässt sich kaum begreifen. Das bei Wastler a. a. O. abgebildete Bauernhaus hat eine Seitenlänge von 32 Klaftern und eine Front von 18 Fenstern. Zwei mächtige Einfahrtsthore führen in den inneren, von den vier Flügeln umspannten Hofraum.

In all diesen Constructionen thut sich oft eine fast übermütige Freude am Bauen kund, die auch wol in den Sinnsprüchen über der Thür sich äussert. am lebhaftesten aber in dem gerechten Stolz des Bauern, der wie ein Herrscher in seinem Reich, gastfreundlich herablassend den eintretenden Fremdling willkommen heisst und selbstbewusst befriedigt ihn durch Haus und Hof führt.

Als ein Nachbild der Bauernhöfe dürfen wir auch eine Reihe mittelalterlicher Burgen Oberdeutschlands, vor allem Oesterreichs auffassen. Wo mehrere Gebäude sich zu einer festen Anlage zusammenschliessen, zeigen sie in alten Vertretern denselben Grundplan. Freilich wird hier die Untersuchung sehr erschwert, da selten alle Gebäude innerhalb der Burg gleiches Alter haben, und da ferner auch dort, wo dies der Fall ist, doch später vielfache Ueberbauungen stattgefunden haben. Für Oesterreich jedoch scheint die Thatsache unzweifelhaft zu sein, dass in der Regel da, wo es zu einer geschlossenen Burganlage kam, das Schema des Hofes innegehalten wurde. So bei der um 1000 gegründeten Burg Stahremberg in Niederösterreich (Mittheilungen d. k. k. Centralcommission 15, 97), bei der Burg Gösting bei Grätz aus dem 11. Jahrhundert (16, 43), bei der Ruine Petersberg bei Freisach in Steyermark, deren Bau im 13. Jahrhundert abgeschlossen zu sein scheint (8, 163 ff.), bei der Feste Geyersberg (8, 171) u. A.

Fig. 11 zeigt uns den fünfseitigen Burghof von Stahremberg, der in durchaus entsprechender Weise von den ein-

zelen Gebäuden umschlossen wird. Der Saalbau A nebst den Flügelbauten B und C gehören theils der romanischen, theils

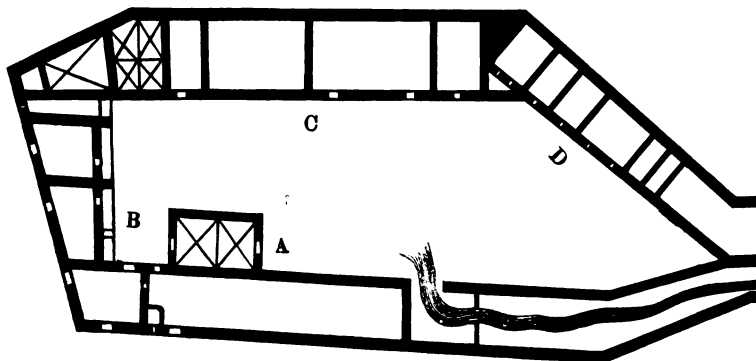


Fig. 11.

der gothischen Stilperiode an, während der über die ältere Burgküche wegführende Tract D wesentlich der Renaissance entstammt. Aber es ist auch hier wahrscheinlich, dass die späteren Gebäude nur an die Stelle von älteren daselbst vorhandenen getreten sind.

Somit erhalten wir zugleich duech diese chronologisch annähernd zu bestimmenden Burgen noch eine erwünschte Bestätigung des Alters unserer bauerlichen Hofanlage.

DRITTES KAPITEL.

DIE SÄCHSISCHE BAUART.

Wenden wir uns vom Gebiete des oberdeutschen Stiles nach Norden, so sehen wir, dass auf der rechten Rheinseite in der Regel ein unvermittelter Uebergang zur sächsischen Bauart stattfindet. Die linke Rheinseite ist noch weniger durchforscht, doch greift der fränkische Stil noch weit nach Frankreich und Belgien hinüber.¹ Am Niederrhein begegnen sich fränkisches, friesches und sächsisches Haus.

Das sächsische Bauernhaus² hält sich fast durchaus noch in den Grenzen des alten karolingischen Sachsengaus. Nur

¹ Engel, Handbuch S. 84. Wimmer, Beschreibung einer Reise durch das Königreich der Niederlande 2, 68.

² Möser, Patriotische Phantasien III nr. 37. Otte, Geschichte der deutschen Baukunst S. 43 ff. Moritz Heyne, Das westfälische Bauernhaus ein altdeutsches Stallgebäude, Germania X, 55 ff. Erbkams Zeitschrift für Bauwesen 10, 616 ff. Schwerz, Beschreibung der Landwirtschaft in Westfalen und Rheinpreussen 1, 40 f., 2, 100 f. Weddigens Westfälisches Magazin 5, 270. Niedersächsisches Archiv 1850, S. 117 ff. Landau, Beilage zum Correspondenzblatt 1859 (September). Nordhoff, Der Holz- und Steinbau Westfalens S. 117 ff. Allmers, Marschenbuch S. 183 f. Grenzboten 1864 nr. 12. 14 (Drömling). Lütgens, Kurzgefasste Charakteristik der Bauernwirtschaften in den Herzogthümern Schleswig und Holstein nebst Grund- und Aufrissen. Kiel 1847. Beiträge zur land- und forstwirtschaftlichen Statistik der Herzogtümer etc. (XI. Sammlung deutscher Land- und Forstwirte). Altona 1847. tab. XIX-XXIV. Hamm, Die Bauernhäuser in Schleswig-Holstein in Westermanns Illustrierten Monatsheften XVIII (1865) S. 604 ff. Leipziger Illustrierte Zeitung 1853. Nr. 511 S. 247. A. Meitzen, Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preussischen Staates 2, 131 ff.

im Südosten, zwischen Weser und Elbe, weicht es ein beträchtliches Stück gegen den oberdeutschen Stil zurück. Ebenso lässt es im Norden längs der Meeresküste noch einen an den Rheinmündungen breiteren, dann immer schmaler werdenden Streifen für die friesische Bauart frei.

Seit Justus Möser ist das hochaltertümliche und volksmässige Gepräge des sächsischen Hauses immer besonders stark empfunden und gepriesen worden: 'es sei älter wie unsere Geschichte, so alt wie das Volk selber', und man hat sich oft verleiten lassen, in ihm das eigentliche und allein charakteristische deutsche Bauernhaus zu suchen.

In seiner äusseren Erscheinung hat es eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Gebirgshause mancher süddeutschen Gegenden, obwohl in der inneren Einrichtung sich keinerlei Berührung findet. Dagegen bildet es in jeder Hinsicht den schärfsten Contrast zur benachbarten fränkischen Bauweise. Es umgibt uns wie eine völlig andere Welt, wenn wir aus dem fränkischen Hofe kommend in das sächsische Bauernhaus eintreten. Dort haben sich die Räume gedehnt und sind ins Weite gewachsen, ein Kranz von Gebäuden hat sich um den geräumigen, lichthellen Wirtschaftshof gelagert: hier ist Alles aufs Engste unter demselben schützenden Dache vereinigt und zu einem übersichtlichen, dichtgedrängten Familienhaushalte zusammengeordnet.

Das Gebäude hat die Form eines langgestreckten Rechteckes. In der Mitte des in der Regel durch ein Vordach geschützten Giebels befindet sich das Einfahrtsthor, das breit und hoch genug ist, um einen beladenen Erntewagen hindurchzulassen. Treten wir ins Innere, so stehen wir auf der grossen festgestampften Diele, die von der einen Querwand zur anderen sich hinziehend das Haus in der Mitte auf halbe Breite durchschneidet. Sie ist der Mittelpunkt des wirtschaftlichen und häuslichen Lebens. Sie ist Tenne und Tanzplatz, sie ist der Aufenthalt der Familie und des Gesindes. Rechts und links von ihr sind Ställe und Verschläge abgetheilt, aus denen die Pferde und Rinder mit den Köpfen heraus schauen. Am innersten Ende liegt der bescheidene Wohnraum der Familie.

Den vertraulichen, sinnvollen Geist, der die ganze Anlage durchdringt, hat Möser trefflich geschildert: 'Der Heerd ist fast in der Mitte des Hauses, und so angelegt, dass die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit Alles übersehen kann. Ein so grosser und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner anderen Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht die Wirtin zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen. heisst solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese grosse Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Thüren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen und die Weberin schlagen, und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch einen Theil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. So wie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt dass in andern Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, Jemand aus der Stube dem Fremden entgegengehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muss. Der Platz bei dem Heerd ist der schönste unter allen. Und wer den Heerd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Diele absondert, beraubt sich unendlicher Vorthelle. Er kann sodann nicht sehen. was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr. Die Einfurt wird ein Schleichloch des Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade, am Feuer geht verloren, und wer vollends seine Pferde in einem besondern Stalle, seine Kühe in einem andern und seine Schweine in einem dritten hat, und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehnmal so viel Wände und Dächer zu unterhalten, und muss den ganzen Tag mit Besichtigung und Aufsicht haben zubringen. Ein ringsum niedriges Stroh-

dach schützt für die allzeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh und wird mit leichter Mühe von dem Wirt selbst gebessert.¹

Der über dem Herde aufsteigende Rauch sucht durch das Thor seinen Abzug ins Freie und zieht in das Getreide, das bis zum First im innern Raum des schornsteinlosen Satteldaches lagert. Dies Dach hängt in der Regel tief herab und schlingt sich um alle vier Seiten des Hauses herum. Die Stuben sind meist niedrig, selten über 10 Fuss hoch, dafür nimmt das Dach desto grössere Dimensionen an, da es Heuboden und Scheune zugleich ist.

Eine einfachste und sehr ursprüngliche Form hat Meitzen S. 132 abgebildet.

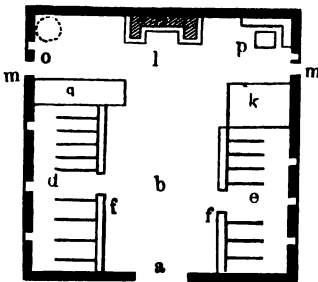


Fig. 12.

a ist das dem Wege zugekehrte grosse Einfahrtsthor, b die mit Lehm ausgeschlagene Diele, d der Stand fürs Rindvieh, e für die Pferde (beide mit den Stirnseiten nach der Diele hin gerichtet und hinten mit Oeffnungen in der Wand zum Herausschaffen des Düngers), ff die Krippen. k die Vorratskammer, l Fletraum, m Seitenthüren und daneben befindliche Fenster, n der Heerd, o der

Waschort mit Waschfass, in manchen Häusern mit einer Pumpe, die von aussen hereingeleitete Wasser gibt, p Speisort mit Tisch und Bank, q die Schlafbühne.

Diese Anlage hat etwas ungemein Primitives. Der Wohnraum oder das 'Flet' (l) ist noch durch keine weitere Vorrichtung von der Diele getrennt. Auf ihr steht, an die Wand gerückt, der wie in Oberdeutschland sehr breite aber kaum fusshohe Heerd nebst der sonstigen überaus primitiven Hauseinrichtung. In der Höhe angebracht ist die Schlafbühne des Wirtes und der Wirtin, die von hier die gesamte Wirtschaft im Auge behalten können.

¹ Patriotische Phantasien III S. 144 ff.

Alle weiteren Fortschritte beruhen nun wesentlich auf der Verbesserung der Wohnräume. Während letztere ursprünglich nichts sind als ein freier Platz hinter den Ställen, werden sie allmählich ein selbständiger Theil des Hauses. So erwachsen mannigfache Modificationen von verschiedener landschaftlicher Verbreitung.



Fig. 13.

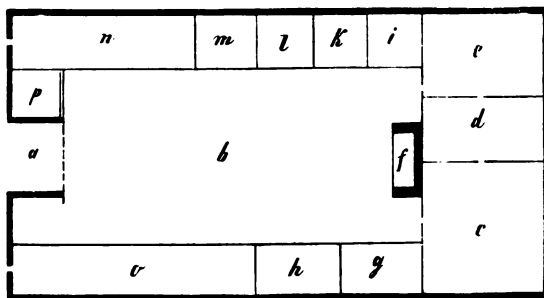


Fig. 14.

Eine einfachste Art ist es, wenn der Wohnplatz von der grossen Diele hinter dem Heerd durch eine leichte Wand getrennt und in einzelne geschlossene Zimmer und Kammern umgewandelt wird. Als Beispiel diene ein holsteinisches Haus nebst dessen malerischer Aussenansicht, ads Hamm S. 605 abbildet (Fig. 13 und 14).

Das grosse Thor tritt bei a eine ganze Strecke ins Haus zurück und lässt vor dem Eingang noch einen freien

Platz, die 'Utlucht' oder den 'Vorschopf', der wie Landau S. 6 angibt, wol bis zu 13 Fuss lang ist. Die zum Heerd f und der dahinter befindlichen Wohnanlage führende Dreschdiele b nimmt drei Viertel der Länge des Hauses ein. Die Wohnräume selbst bestehen aus der Stube c, dem mit Betten und Schränken gefüllten Alkoven d und der zweiten Stube e. Daran stossen auf der einen Seite die Geschirrkammer g und die Speisekammer h, auf der andern die Mägdekammer i, die Molkerei k, die Knechtestube l und die Spanngeschirrkammer m. Unmittelbar am Ausgang liegen sich gegenüber der Pferdestall n und der geräumigere Kuhstall o. p dient in der Regel als Häckselkammer.

Eine stärkere Absonderung tritt ein, wenn die Flet in ihrer ursprünglichen Gestalt und Raumeintheilung zwar beibehalten, aber hinter ihr noch ein eigener Wohntheil angebracht wird, wie bei dem von Landau S. 9 angeführten Hause aus der Umgegend von Hannover, das sich auch sonst

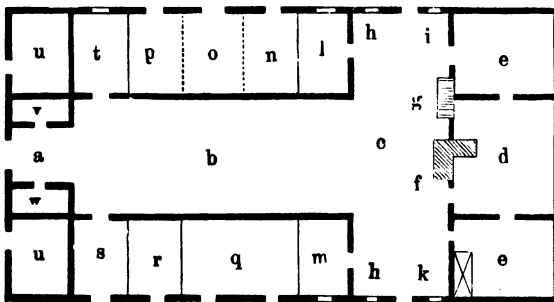


Fig. 15.

vielfach findet und sich bis Osterstade hinaufzieht (Allmers S. 182). In unserer Figur 15 bezeichnet a Vorschoppen und Thor, b Deele, c Flet, d Wohnstube, e e Kammern, f Heerd, g Kellertreppe, h h Lichtort, i Waschort, k Speiseort, l Mägdekammer, m Speisekammer, n Kälberstall, o Rinderstall, p und q Kuhstall, r Füllenstall, s Schneidekammer, t Geschirrkammer, u u Pferdeställe, v Schweinestall, w Gänsestall.

Die Wand zwischen Flet und Diele, wenn sie überhaupt vorhanden, ist in der Regel ein leichter, wegnehmbarer Bretterverschlag.

Die drei aufgeführten Typen, welche uns Fig. 12, 14 und 15 repräsentiren, gehören eng zusammen und lassen deutlich die Fortentwicklung einer einfachsten Grundform erkennen. Ihre einheitliche und planvolle Anlage verbürgt uns zugleich, dass die hauptsächlichsten Merkmale des heutigen Bauernhauses schon von Alters her den eigentlichen Charakter desselben ausgemacht haben müssen. In diesen vier Wänden haben von je Menschen und Thiere zusammengehaust, unter diesem hohen Dach hat von je her das eingefahrene Korn und Heu gelagert, denn anders liesse sich eine solche mächtige Construction doch schwer begreifen. Und der Heerd, um den Jung und Alt herumsitzt, steht wie ein Altar in der Mitte des Hauses, und zwar ursprünglich frei, erst später ist er aus dem Wege, an die Wand gerückt. Auch rechts und links davon sieht es nicht unfreundlich aus: hier ist die helle 'Howand' mit den Fenstern, wo Truhen und Schränke stehen, wo blanke Zinnschüsseln, Krüge und Teller an den Wänden hängen.

Aeusserere Verzierungen scheinen im Allgemeinen dem sächsischen Hause nicht zu eignen; nur das 'Älte Land' an der Elbe macht eine hervorragende Ausnahme (Allmers S. 183). Hier ist oft jedes Wandfach so künstlich behandelt, dass es wie Mosaik aussieht: Quadrate, Wellenlinien, Zickzackfiguren, Sterne u. A. beleben die ganze Front des Hauses vom Fussboden bis zum Giebel.

Neben diesem regelmässigen Typus kommen zwei stärkere Varianten in Betracht. Die erstere entsteht, wenn auch die Wohnräume durch die Diele aufgetrennt und ebenso links und rechts derselben angebracht werden wie die Verschläge und Ställe. So durchschneidet nunmehr die Diele das ganze Haus von der einen Querwand bis zur anderen, und es entsteht eine reguläre dreischiffige Anlage. Diese Art ist besonders üblich im südlichen und mittleren Westfalen, in der Umgegend von Paderborn, Geseke und Balve, sowie im Schaumburgischen. Zwischen Weser und Elbe

kann ich sie noch nicht nachweisen, wol aber wieder im südlichen Theil des mittleren und fast dem ganzen östlichen Holstein. Wir erkennen diese Anlage bereits in Fig. 16. Es

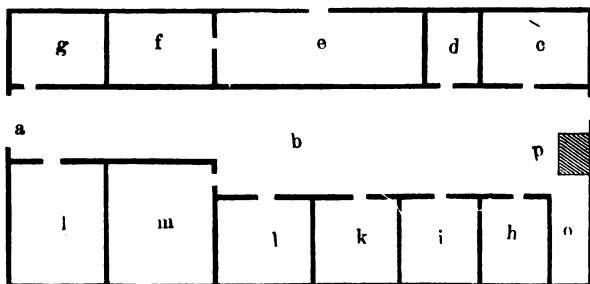


Fig. 16.

ist der Grundriss eines Gebäudes aus Kohlenstädt, 'eines der ältesten Häuser der kurhessischen Grafschaft Schauenburg, welches inzwischen schon einem neuen Gebäude gewichen ist'. Herr Bürgermeister Kaiser zu Rosenthal hat ihn für Landau geliefert. Das Haus ist 40' breit und 80' lang und liegt von Osten gegen Westen ausgestreckt, es hat bis zum Dachstuhl 12', von da bis zum Dachfirst 18' Höhe. Die Eintheilung bleibt eine ganz analoge. An der äussersten westlichen Giebelwand, also dem Eingang a grade gegenüber, liegt der kaum über den Boden sich erhebende Feuerherd p, durch nichts von der Diele b geschieden. Auch ein Schornstein ist nicht vorhanden. Der von da sich zur Seite ziehende 4 1/2' breite Raum o heisst 'Utlucht', ebenso wie der am Einfahrtsthor befindliche freie Platz. Er enthält die hängende 'Anrichte' mit dem 'Pott'- und dem 'Lepelbrett' und dient zugleich als Waschort. Die weiteren Räume vertheilen sich in folgender Weise: c ist die Wohnstube, d Schlafkammer, e Kuhstall, f Kälberstall, g Gänsestall, h Kammer für den Leibzüchter, i Mägedekammer, k Gemüsekeller, ll Pferdeställe, m Hackstall. Durch die neben dem Herde befindliche Pforte gelangt man aus dem Hause zum Ziehbrunnen und weiter zum Gemüsegarten, welcher, unmittelbar zur Hofstätte gehörend, nur durch einen

Flechtzaun umfriedigt ist, damit er nach Bedürfniss erweitert oder beschränkt werden kann.

Dies Schaumburgische Haus mit seinem als 'Utlucht' erhaltenen Rest des alten Fletraumes enthält noch eine Uebergangsstufe von Fig. 12 zu der völlig dreischiffigen



Fig. 17.

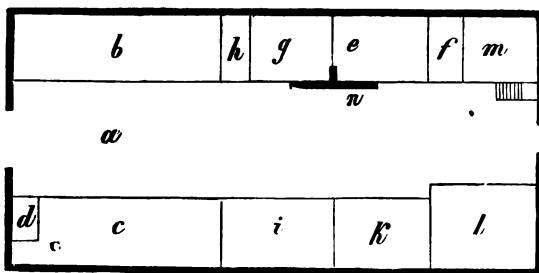


Fig. 18.

Anlage, welche im südlichen und mittleren Westfalen, sowie im südlichen Holstein die herrschende ist. Hamm (Westermann S. 607) gibt davon eine von der Gartenseite aus aufgenommene Abbildung nebst dazu gehörigem Grundriss (Fig. 17 und 18).

Dies holsteinische Exemplar unterscheidet sich von den westfälischen nur dadurch, dass der Heerd n an die eine

Seitenwand der Diele gerückt ist, und dass hinter den Wohntheilen noch die Kellerstube m und der Kornspeicher l angebracht sind. Im Uebrigen liegen an der Heerdseite der Diele die Wohnstube e mit der Schlafkammer f, die offene Küche g mit der Speisekammer h, sowie der Einfahrt zunächst der Pferdestall b; auf der andern Seite, dem Pferdestall gegenüber, der Kuhstall c mit der Häckselkammer d, daneben die Gesindestube i und die Backstube k.

Dies dreischiffige Haus scheint sich am südlichen und östlichen Rande des sächsischen Stilgebietes herumzuziehen, und auch im Südosten dürfte der Zusammenhang nur dadurch zerrissen sein, dass in einer späteren Zeit neue Bewohner mit ihrer abweichenden Bauweise in dies Gebiet eingedrungen sind. Die andere durch Fig. 15 repräsentirte Bauart herrscht dagegen besonders im nördlichen Westfalen, in der Mitte und im Westen des Münsterlandes (Nordhoff S. 13), im mittleren und nördlichen Hannover, sowie im westlichen und nordwestlichen Holstein. Doch bleibt es noch ein dringendes Bedürfniss, die geographische Lagerung dieser Spielarten im Einzelnen genauer zu erforschen.

Neben diesen Formen lernen wir nun noch eine letzte bedeutungsvolle Variante kennen. Ueberall nämlich stand es bisher fest, dass die Wohnräume am hintersten Ende des Hauses angebracht waren. In einzelnen Gegenden aber

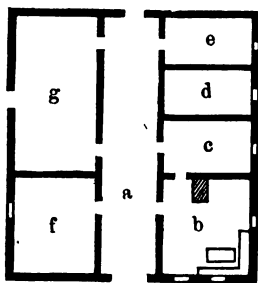


Fig. 19.

liegen dieselben gerade umgekehrt am vorderen Giebel des Hauses. Die erste Spur davon finde ich im unteren Diemelthale, besonders in der Umgegend von Warburg, Hofgeismar und Trendelburg (Landau S. 9). Doch entsteht daraus erst im Leinegau ein fester Typus, den uns ein 1745 erbautes Haus aus Oedelsheim darstellt (Fig. 19).

a ist die $12\frac{1}{2}'$ breite und $42'$ lange Diele mit dem $10'$ breiten Einfahrtsthor. Unmittelbar neben letzterem liegt die Wohnstube b, daran schliesst sich die Küche c, die Speisekammer

d und die weitere Kammer e. Auf der Gegenüberseite sind die Kammer f nebst der Stallung g angebracht.

Im Südosten lässt sich auch diese Spielart nicht weiter verfolgen. Doch liegt es nahe, an sie noch das Haus aus dem 'Alten Lande' an der Elbmündung (Allmers S. 284 ff.) und das aus Dithmarschen anzuknüpfen, welche gleichfalls ihre Giebelseite mit den Wohnräumen regelmässig der Strasse zukehren.

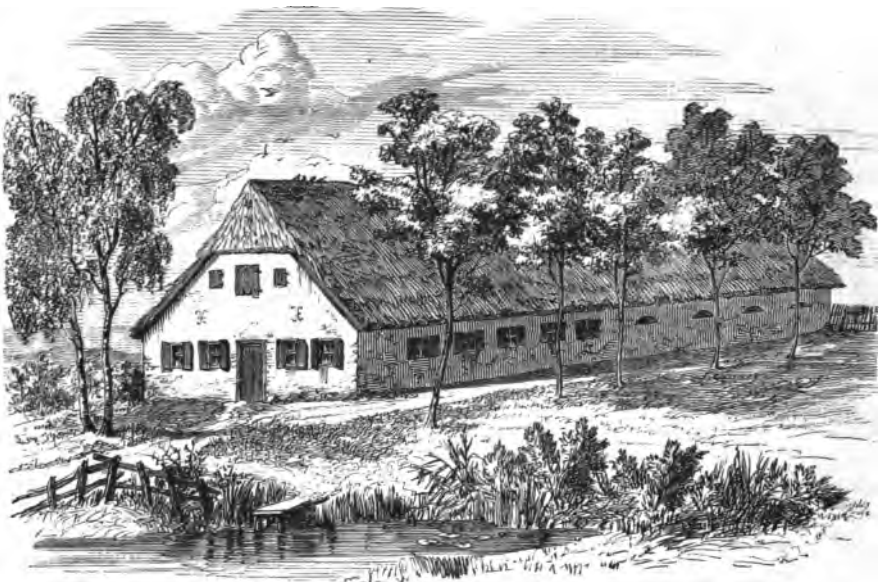


Fig. 20.

Figur 20 und 21 liefern uns eine Abbildung nebst Grundriss von letzterem (nach Hamm S. 608). Von der Strasse aus führt ein Eingang sofort in den Saal oder Pesel a, zu den Seiten desselben sind die Wohnstube b nebst der Schlafkammer c, sowie die zweite Stube f nebst der Schlafkammer g angebracht. Der folgende durch eine leichte Wand getrennte Abschnitt enthält die Küche d mit dem flachen Heerd auf dem Boden, die in alter Zeit der Aufenthalt aller Insassen war, daneben die Speisekammer e,

gegenüber den halb in der Erde liegenden Molkereikeller *k* und die Gesindestube *i*. Den Abschluss machen an beiden Seiten der Pferdestall *k* und der Kuhstall *l*.

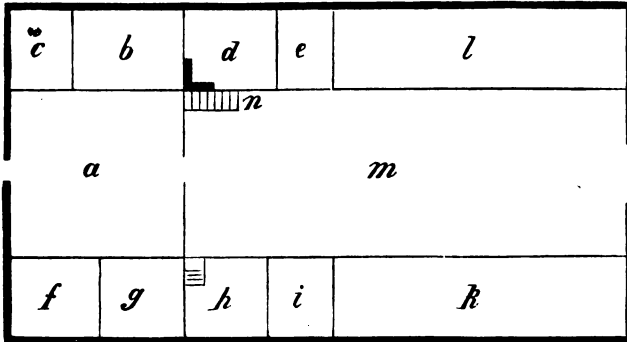


Fig. 21.

Dies Haus aus Dithmarschen zeigt wieder besonders reiche und ausgedehnte Verhältnisse. Es trägt einen ebenso altertümlichen wie malerischen Charakter. Lange fortwirkende Traditionen heiligen seine Räume, die als stumme Zeugen das Familienschicksal von Generationen mit ansehen. Hier im Hause, wo er geboren ist, lässt sich der Bauer auch begraben: eine Sitte die früher allgemein üblich war, jetzt aber auch wol verschwunden ist. Man liebt es, die Häuser mit Bäumen zu umpflanzen, die aber nicht in allen Koogen gedeihen.

Ausser diesem Hauptgebäude liegen innerhalb des sächsischen Hofraumes gewöhnlich noch eine oder mehrere Scheuern, aber ohne jegliche feststehende Gruppierung. Eine reguläre Anlage ist hier niemals vorhanden gewesen. Dagegen wird die Hofstätte immer durch einen Graben, einen Zaun oder eine Mauer mit darauf gepflanztem Hagedorn abgeschlossen.

Auch die sächsischen Burganlagen zeigen gegenüber den oberdeutschen einen sehr unregelmässigen Charakter: eine oft grosse Anzahl von Häusern ist völlig planlos um das Hauptgebäude umhergestreut, ohne dass das Terrain irgend

welchen Zwang ausgeübt hätte. So bei dem in der Ebene gelegenen, aus spätgothischer Zeit stammenden Hof zu Nortwalde in Westfalen (Nordhoff, tab. II, 1). Ein gleich regelloser Complex ist die alte Ruine auf der Kuppe des Desenberg bei Warburg (tab. IV, 1, vgl. S. 235), die mindestens seit dem 11. Jahrhundert bewohnt war. Aus zahlreichen Einzelgebäuden besteht die Burg Bentheim (tab. VII, vgl. S. 262 ff.), die um die Mitte des 12. Jahrhunderts in hoher Blüte stand. Oft steht das alte Burghaus allein innerhalb der Hauptumwallung, während die Wirtschafts- und Burgmännenhäuser in Vorburgen herumliegen, so bei Rechede, Lüdinghausen und dem mächtigen Stromberg (Nordhoff, tab. V, 1. 2. VI, 2), alle seit dem 12. Jahrhundert nachweisbar, aber meist wol beträchtlich älter.

Diese unregelmässigen Burganlagen scheinen sich übrigens in das Gebiet des oberdeutschen Stiles an der nordwestlichen Ecke desselben noch ziemlich weit nach Mitteldeutschland hineinzuziehen. Die alte an der fränkischen Saale und der thüringischen Grenze gelegene, der Merowingerzeit entstammende Salzburg, das Abbild eines fränkischen Königshofes, umfasst über ein halbes Dutzend durch Mauern geschiedene unregelmässige Einzelgehöfte, die später leider noch mehrfach wieder überbaut sind (Krieg v. Hochfelden S. 186 ff.).

VIERTES KAPITEL.

DIE FRIESISCHE BAUART.

Am Nordwest- und Nordrande des sächsischen Stilgebietes zieht sich in einem meist schmalen Striche und gelegentlich scheinbar ganz aussetzend das friesische Haus hin. Es zeigt wiederum einen veränderten Charakter und neue Merkmale, die zu dem Typus des sächsischen Hinterlandes hinzutreten. Dabei offenbart es eine durchaus einheitliche Entwicklung, die von Westen nach Nordosten fortschreitend, vom Niederrhein über Ostfriesland nach Nordfriesland hinführt, so dass wir auch vertrauen dürfen, eine sehr alte, historisch verlaufende Sonderentwicklung vor uns zu haben.

Das friesische Haus strebt nach Erweiterung und besteht schon in den einfachsten Exemplaren aus zwei Gebäuden, die aber durchweg wieder zu einer einheitlichen Anlage zusammengefasst sind. 'Bei der niederländischen [westfriesischen] Einrichtung theilt sich das Gebäude in ein Vor- und Hinterhaus, von denen das letztere, in dem die Wohnräume enthalten sind, etwas zu beiden Seiten vorspringt und ein dem andern entgegengesetztes Dach erhält, auch meistens in zwei Stockwerken durchgeführt ist, damit die Firste beider Dächer in eine Ebene zu liegen kommen.'¹ Es sind die sogenannten im T gebauten Häuser, die schon in der westfälischen Grafschaft Moers beginnen² und auch im Cleveschen landüblich sind³ (Fig. 22).

¹ Schubert, Handbuch der landwirtschaftlichen Baukunde 4(1879) S. 163 ff.

² Erbkam, Zeitschrift für Bauwesen 10, 116 ff. Meitzen S. 134.

³ Illustrierte Leipziger Zeitung 1855. Nr. 634. S. 133.

Das grössere Vordergebäude ist das mit einem kleinen Seitenausbau (einem Gelass für Rinder n und Schweine oo,

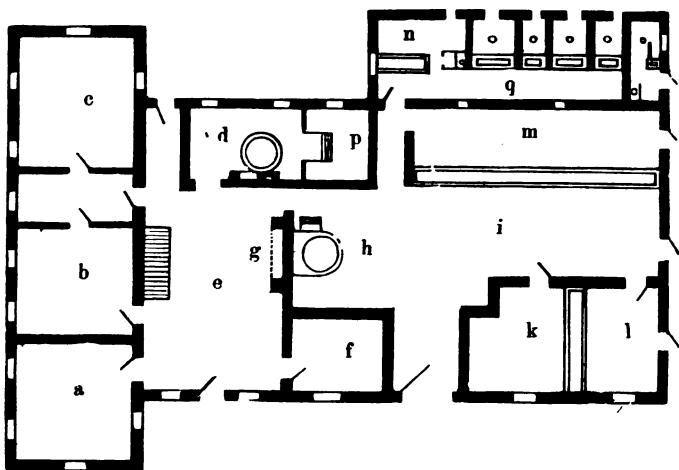


Fig. 22.

nebst Futtergang q) versehene westfälische Bauernhaus. Es vereinigt alle Wirtschaftsräume unter seinem Dach. Die Diele i zieht sich bis zum hinteren Flur e hin, welcher durch eine Brandmauer von ihr geschieden wird. Rechts und links von der Diele liegen die Verschläge für Vieh und Gesinde: der Kuhstall m und der Pferdestall l nebst dazu gehöriger offener Knechtestube k. Der Flur selber entspricht dem alten Wohnraum (dem Flet) des sächsischen Hauses. Von ihm aus betritt man die Mägdestube f, die Spülküche d und den Milchkeller p. Bei g befindet sich der Heerd mit weitem Rauchfang darüber, bei h eine grosse Kochvorrichtung für Futter und eine mit Bohlen bedeckte Grube zum Einsalzen desselben.

An diesen Theil ist nun noch ein eigenes stockhohes Hintergebäude mit den Wohnräumen gerückt, welches die Gesindestube a, die Familienstube b und das Gastzimmer c enthält. Es unterscheidet sich von dem entsprechenden Abschnitt des westfälischen Hauses nur dadurch, dass es als besonderes Gebäude mit eigener Dachrichtung und eigener

Front dasteht. Trotzdem bewahrt die ganze Anlage einen in sich zusammenhängenden Charakter: Vorderhaus, Flur und Hinterhaus sind durch Thüren und Gänge verbunden.

Von dieser einfachen Gestalt hat sich das Ostfriesische Haus schon weiter entfernt und vermittelt seinerseits zwischen dem west- und dem nordfriesischen. Während in Westfriesland nur ein Stallgebäude vorhanden ist, das senkrecht auf der Mitte des Wohnhauses steht, hat es sich in Ostfriesland zu zwei Scheunen verdoppelt, die Wand an Wand neben einander gestellt sind und mit dem dahinter liegenden Wohnhaus durch ein Quergebäude verbunden werden. Das Wohnhaus hat dabei entweder seine schmalere Gestalt bewahrt, oder es ist entsprechend gewachsen, so dass es nunmehr der Breite von beiden Scheunen gleichkommt. Das älteste Material, das mir für diese Gegenden erreichbar ist, sind die Abbildungen, welche in die Handschrift des um 1730 von Cadovius Müller verfassten *Memoriale linguae frisiae*¹ eingetragen sind als 'Aufteykening van di ohlde Freeske huhsen' und als 'Abris von ein altes Oistfriesisches Baurenhaus'. Eine allgemeine Charakteristik 'Van di Freeske huesmohns huhsen' ist voran gestellt:

Von den alten Ostfriesischen Gebäuden ist zu wissen, dass die Bauren ihre Häuser von lauter Ziegelsteinen gebauet, bisweilen alle Mauren 2, 3 und 4 Fuss dick. Der Bodem über dem Kopf waren dicke Latten mit Ziegelstein gepflastert, wider den Brand gewappnet, wie dan auch alle Gebäude allenthalben mit guten Brandgiebeln versehen waren. Die Ursach solcher dicken, schweren und kostbaren Gebäuden war nicht allein der Bauren Reichtumb, sondern die Furcht vor ihre nachbarliche Freunde. Drum ein jedes Baurenhaus auch mit tiefen Gruben verschanzet war, damit sie von einer kleinen Partei möchten unbeschädiget bleiben. Heut zu Tag haben sie solche Furcht nicht nötig. Drum bauet man nun die Häuser nach der Holländischen Art leichter und bequemer. So ist auch der Bauren Reichtumb

¹ *Memoriale linguae Frisiae* des Joh. Cadovius-Müller, herausgegeben von Kükelhan. Leer 1875. tab. A—C.

heut zu Tag lange so gross nicht. als in vorigen Zeiten. Die alten Ostfrisischen Häuser lassen von ferne als grosse Teutsche Dorfkirchen, aber inwendig ist in den meisten Häusern schlechter Hausgerat, dass es auch hier möchte heissen,

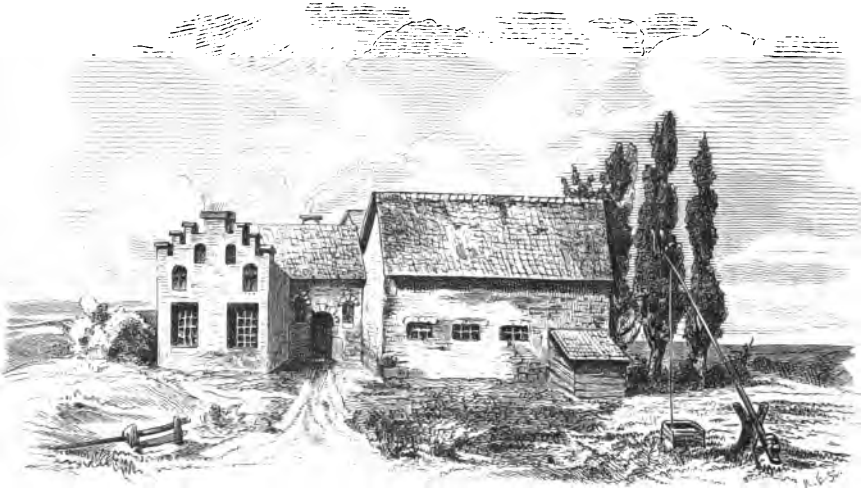


Fig. 23.

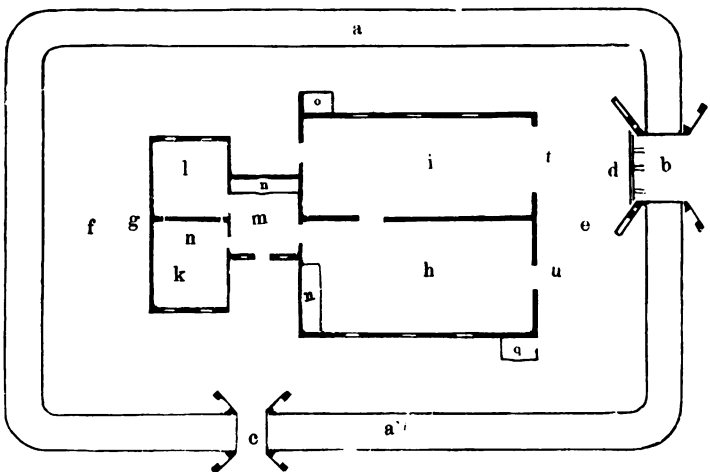


Fig. 24.

wie jener von der Stadt Moscow schreibt: 'Auswendig Jerusalem, aber inwendig Betlehem.'

Es folgt eine Aussenansicht nebst Grundplan eines solchen 'alten ostfriesischen Hauses', die ich in Fig. 23 und 24 wiederhole.

Es handelt sich hier deutlich um eine Zusammenstellung von vier Häusern mit besonderen Dächern, die nicht einmal zu gleicher Höhe emporsteigen. Die Lagerung der Gebäude lässt ein ähnliches Schema erkennen wie die Eintheilung der Räume im sächsischen Hause. Die Handschrift selber explicirt die Anlage in folgender Weise: a schloot; fossa, b brügstete, c klampe, d steck, e di warffer, f di thüen; locus horti, g krüsselwarck-grundryss, h dait veehhues, i di hoy- un kohnrspyhker, k pisell, l kouken, m middelhues, n bettesteten, o boode to schapen, q schwynstey, t groote schindar, u huesdar.

Die andere Abbildung bei Cadovius Müller gleicht von aussen so ziemlich dem sächsischen Bauernhause, so dass man vermuthen darf, es habe ein allmähliches Vordringen des letzteren nach Norden stattgefunden. Dies verhält sich in der That so, denn die Nachkommen jener 'alten friesischen Häuser' sind heute zwar noch vorhanden, aber durch das sächsische Haus so sehr eingeengt, dass sie sich nur noch in einem abgelegenen Winkel finden. Ich meine die so-

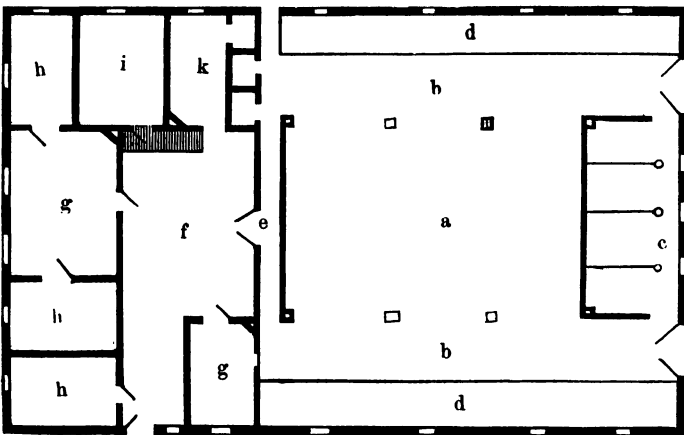


Fig. 25.

genannten 'Berge' des Stadinger und Budjähdingerlandes, am Jahdebusen und der Wesermündung, von denen Allmers, *Marschenbuch* S. 339 f. Abbildung und Grundriss liefert. a ist der Raum für das ungedroschene Getreide, 'Gulf' genannt, b b je ein langer Gang vor der Viehreihe, c der Pferdestall, d d die Viehställe, e ein Gang (oft auch als Dreschtenne verwendet, dann aber ungleich breiter als hier), f der Hausflur, g g die Stuben, h h Kammern, i die Küche, k die Gesindestube mit Kojen.

Die bei Cadovius-Müller auseinandergebauten Theile sind hier offenbar unter sächsischem Einfluss wieder in ein einziges Gebäude zusammengezogen. Aber, wenn ich Allmers recht verstehe, ist dies noch nicht regelmässig der Fall. Er bemerkt darüber: 'Doch ist diese Einrichtung noch keineswegs allgemein und meistens nur bei grösseren Höfen in Anwendung. Fast immer sind diese Berge von riesiger Höhe und Weite und sehr flacher Dachneigung, bald allein stehend oder mit dem Wohnhause durch einen Gang verbunden, oft aber auch mit diesem zu einem Ganzen geworden, so dass die Wohnräume eine unmittelbare Fortsetzung des Berges bilden.' Dass es sich auch bei dem einfistigen Hause nur um ein erneutes Zusammenbauen handelt, beweist ausserdem der Umstand, dass statt der einen grossen Einfahrt in der Mitte des Giebels, wie in Sachsen, sich zwei solche an beiden Seiten desselben finden. Es sind eben noch die beiden Thore der aneinander gerückten Scheunen. Die alte Dielenanlage ist dadurch ziemlich unkenntlich geworden, aber der grosse Mittelraum, in dem von unten bis zur höchsten Spitze Korn- und Heumassen lagern, heisst auch hier noch 'Gulf' (altn. golf), wie altgermanisch der Hausflur mit dem Heerd in der Mitte zubenannt wurde.

Die grösste Aehnlichkeit mit den ostfriesischen Bergen hat endlich noch der Eiderstädter Heuberg, der auf eine ganz analoge Weise entstanden sein muss. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden beruht darauf, dass bei letzterem die beiden Scheunen nicht Wand an Wand aneinandergestellt, sondern als rechteckige Flügel an das Wohnhaus angerückt sind, so dass zwischen jenen noch ein freier Raum übrig blieb. Auch

hier ist die ganze Anlage zu einer einheitlichen Construction zusammengefasst, wobei jedoch die senkrecht auf einander stehenden Hausfirsten noch völlig erkennbar geblieben sind.



Fig. 26.

Das ganze, zum öftern wirklich kolossale Gebäude ist ein Quadrat, welches in seiner Mitte einen grossen viereckigen Raum (Vierkant) einschliesst, welcher ganz von Zimmerwerk construirt als Grundfach dient. An den Seiten des Vierkants liegen Wohnung, Stallräume (Boos und Querboos) und die Tenne (Loh), jedoch so, dass die Wohnung die ganze Vorderfaçade einnimmt, Boos und Loh grössere Seitenrechtecke bilden und die Querboos, gewöhnlich Pferdestall, den schmaleren vom Vierkant. Boos und Loh eingeschlossenen Raum ausfüllt' (Lütgens S. 18). Ueber diesem mächtigen Complex erhebt sich in der Form einer vierseitigen, oben spitz zulaufenden Pyramide ein oft 40 Fuss und darüber hohes Dach. Da aber nur die schwersten Balken die Spannung dieser ungewöhnlichen Dimensionen zu tragen vermögen, so ist diese ganze Bauart jetzt im Aussterben begriffen.

Man erkennt, dass auch hier die Elemente zu einer eigentümlichen, freilich von der oberdeutschen abweichenden Hofanlage gegeben waren. Aber das Eiderstädter Land hat die Traditionen der alten sächsischen Art nicht abzuschütteln vermocht und trotz den grössten Schwierigkeiten Alles wieder unter demselben Dache vereinigt.

Fig. 26 und 27 (nach Westermann 18, 646) geben uns eine Vorstellung dieser mächtigen Berge, nur erscheint die Anlage hier etwas zu lang gedehnt. Auch muss es als eine Ausnahme gelten, dass die Thore in den Ecken der Langseiten und nicht, wie auch in Fig. 25, in der hinteren Giebelwand selber angebracht sind.¹

In der Abbildung bezeichnet a den Vierkant, b die Langboos mit dem Kuhstall d und dem Jungviehstall e. i ist die mit breiter Einfahrt versehene Lohdiele. Beide verbindet an der Hinterseite die Querboos c mit dem Pferdestall f, dem Ochsenstall g und dem Schweinekoben h. Zwischen diesem Wirtschafts- und dem Wohngebäude liegt, wie auch

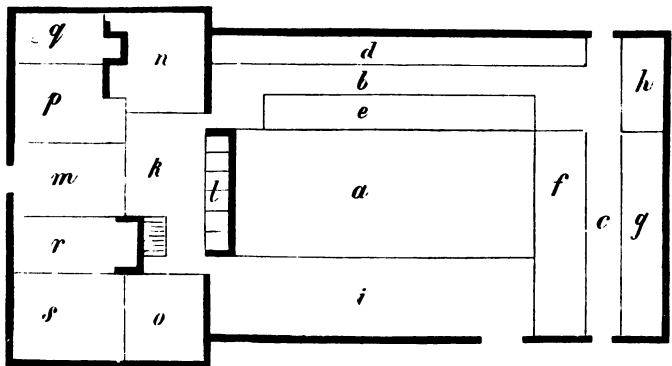


Fig. 27.

in Ostfriesland, die Hinterdiele k, längs der sich in Wandverschlügen die Volksbetten l befinden. Als Hausflur des

¹ Lütgens S. 17 f. tab. 38. Schleswig-holsteinische Beiträge tab. 20, vgl. S. 76. Westermann XVIII, 615 f.

Wohnraumes dient die Vordiele m mit dem Eingange. Links davon ist die Stube p mit den Betten und eine zweite Stube q, rechts der kleine Piesel r mit Bettverschlag und der grosse Piesel s. Neben der Hinterdiele liegen noch die Küche n und die Speisekammer o.

So schliessen sich die drei Gruppen des friesischen Hauses doch wiederum zu einem festen Grundtypus zusammen. Ueberall handelt es sich um die bauliche Vereinigung mehrerer Häuser zu einem grösseren Gebäudecomplex. Ueberall geschieht diese Vereinigung in ganz entsprechender Weise, indem das Wohnhaus quer vor die Scheunen gestellt wird. Dabei gleichen die letzteren so ziemlich dem sächsischen Hause, während die Herkunft des ersteren vorläufig dahin gestellt bleiben mag.

Das friesische Haus ist also deutlich ein anderes wie das sächsische, dessen einheitlichen Charakter es nicht erreicht. Aber es gleicht auch in Nichts der fränkischen Anlage. Diese friesischen Häuser haben nicht die Tendenz, sich zu einem freien Hofe zu entfalten: Rücken an Rücken und Schulter an Schulter stehen sie da, fest an einander gelehnt, als wollten sie gegenseitig sich Schutz und Halt gewähren.

Wir haben es hier also schon ursprünglich mit mehreren Einzelgebäuden zu thun. Erst allmählich ist über alle das hohe, gemeinsame Dach gespannt.

FÜNFTES KAPITEL.

DIE ANGLO-DÄNISCHE BAUART.

Der südliche und mittlere Theil der cimbrischen Halbinsel bietet eine ganze Musterkarte von Stilvarianten und Stilberührungen dar. So nebensächlich dieselben vielleicht anfangs erscheinen mögen, so wichtig können sie doch für die historische Gesamtbetrachtung werden.

Das sächsische Haus zunächst hat sich wie ein breiter, oben spitzer Keil von Süden her über die Elbe bis an die Schley nach Holstein hineingeschoben. Dies schon behandelte Gebiet scheidet hier für uns aus.

Seitwärts und nördlich davon begegnen uns nun aber sehr verschiedenartige, sich mannigfach durchdringende Formen. Ich will es versuchen, dieselben im Folgenden zu sammeln und nach den festesten Merkmalen übersichtlich zu ordnen. Ich stütze mich hierbei wesentlich auf das Material von Lütgens.

Auch die Schleswiger Bauart steht noch in einem näheren Zusammenhang mit der im vorigen Kapitel beschriebenen friesischen, indem sie vielfach ebenso mehrere Häuser zu besonderen Formen zusammenstellt wie diese. Aber sie thut es ohne die festen Principien des friesischen Stiles. Es bleibt fast durchweg ein loseres und wechselndes System des Zusammenbauens, mit grösserer Selbständigkeit aller Theile, wie die von Lütgens aus den Aemtern Bredstätt, Flensburg, Apenrade und Hadersleben aufgeführten Muster ergeben (tab. 20—22. 35). Nur in Nordfriesland selber, auf den Vorinseln der Westküste, finden wir ähnliche unter einem Dach vereinigte quadratische Häuser, die gleich den benach-

barten Heubergen als Merkwürdigkeiten deutscher Baukunst unser Interesse in Anspruch nehmen.

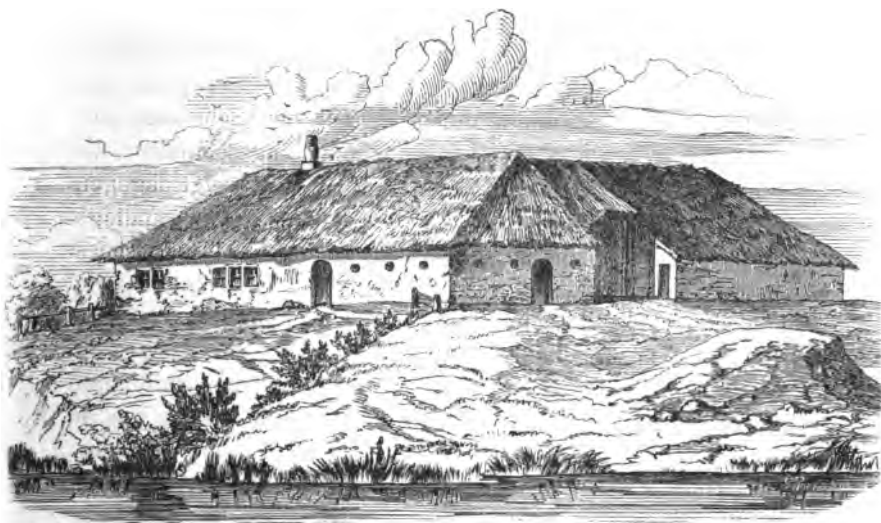


Fig. 28.

Trotz ihrer sorgfältigen Anlage vermögen diese Gehöfte an ihren exponirten Posten doch nur mit Not den feindlichen Naturelementen zu trotzen. Sie liegen in den Koegen und namentlich auf den Inseln, insbesondere aber auf den unbedeichten Halligen, auf breiten und hohen aufgeworfenen Hügeln, sogenannten Werften, da, welche nach stattgehabtem Durchbruch der Deiche ihnen selbst noch gegen die anstürmenden Meeresfluten Schutz gewähren. Bei hohen Sturmfluten schlagen aber auch wol die Wogen bis an den Kamm der Werfte, und über dieselbe weggehend stürzen sie die Mauern der Gehöfte ein, schwemmen die Giebeldächer fort und bereiten allem Lebendigen ein nasses Grab.

Das Pellwormer Gehöft theilt mit dem Eiderstädter dieselbe compacte Form der Anlage, bei der die einzelnen Häuser sich um einen inneren Platz herumlagern (Lütgens tab. 36 f.). Aber nach seiner sonstigen Beschaffenheit und

nach der inneren Anordnung seiner Räume muss es durchaus schon zu der nördlicheren Gruppe gezählt werden. Auch seine Entstehung ist eine ganz andere gewesen, wie die des Eiderstädter Heuberges.

Der letztere weist deutlich noch auf das niederländische Haus zurück, indem er nicht nur dieselbe Anordnung der Gebäude, mit dem Wohnraum quer vor den Scheunen aufrecht erhält, sondern auch den Giebel ungeschmälert als Front fortbestehen lässt. Das Pellwormer Haus zeigt dagegen eine andere, durchaus eigenartige Entwicklung. Grundlage desselben ist ein bald mehr dänisches, bald mehr sächsisches Hauptgebäude, welches die Wohn- und Wirtschaftsräume zugleich umfasst, dessen ganze Langseite dänischer Sitte gemäss die Façade bildet. An beide Ecken desselben sind nach hinten rechtwinklig zwei neue Flügel als Stall und Scheune angebaut, die auch an der Rückseite ebenso wie in Eiderstädt wieder verbunden wurden. Der eine dieser beiden Flügel steht senkrecht auf dem Wohnraum, der andere senkrecht auf dem Wirtschaftsraum. Dass dies in der That die Entstehungsart gewesen, zeigen auch diejenigen Häuser, die bei kleineren wirtschaftlichen Verhältnissen keine völlige Quadratform erlangt haben (Lütgens tab. 37). Auch unsere Fig. 28 nebst dem Grundriss Fig. 29 vergegenwärtigt uns ein solches, auf halber Entwicklungsstufe stehen gebliebenes Gebäude der Insel Pellworm (Westermann S. 611).

Dies in Schleswig weit verbreitete und vielfach variierte System der Flügelanbauten scheint in dieser Gegend recht alt zu sein, und ich lasse deshalb nicht unerwähnt, dass die ältesten noch vorhandenen englischen Profanbauten¹ eine merkwürdige Verwandtschaft mit unseren Bauernhäusern zeigen, so dass man sie für directe Nachkommen derselben halten könnte. Das Haus von Charney in Berkshire (13. Jahrh., Turner p. 153) repräsentirt den Typus des Pellwormer Hauses, nur dass die hintere Seite desselben offen geblieben ist. Das Saalgebäude von Aydon Castle in Northumberland (13. Jahrh.

¹ T. Hudson Turner, *Some account of domestic architecture in England*. Oxford 1851. Thomas Wright, *A history of domestic manners and sentiments in England*. London 1862.

Turner S. 148 f.) stimmt zu dem Muster, das Lütgens tab. 21 aus der Gegend von Tondern und Flensburg anführt. Auch das old manor house aus Cottesford in Oxfordshire (Turner S. 161 f.) u. A. dürften in diesen Zusammenhang gehören. Wright betrachtet die Anlehnung solcher Nebengebäude an die Halle als normannisch, aber wie mir scheint, ohne einleuchtenden Grund, denn die mit zwei Flügeln nach vorn vorspringenden nordfranzösischen Schlösser (Viollet le Duc, Dictionnaire rais. VI, 288), die sich mir allein zur Vergleichung darbieten, dürfen nicht als hinreichende Muster gelten.

Für die specielle Eintheilung unserer Bauart kommt als der massgebende Factor naturgemäss die Einrichtung des Hauptgebäudes in Betracht. Ich scheide danach zwei Bauarten: die anglische, wie ich sie vorläufig nennen will, und die dänische. Die erstere zerfällt noch in zwei Unterabtheilungen: eine südliche und eine nördliche Gruppe.

I. DIE ANGLISCHE BAUART.

A. SÜDLICHE GRUPPE.

Zu der südlichen Gruppe gehört das Hauptgebäude des Pellwormer Hauses, welches in Fig. 29 durch die breite Durchfahrt r von der Scheune s getrennt wird. Die letztere enthält

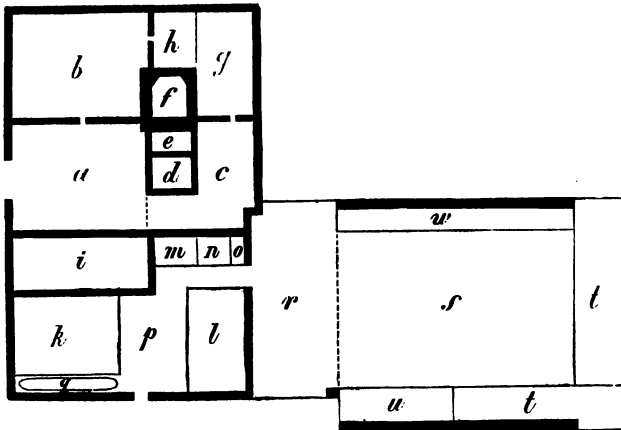


Fig. 29.

noch den Schaafstall t, den Schweinestall u und den Verschlag w für Brennmaterial, das hier wesentlich aus Heidekraut besteht.

Das Grundgebäude besteht aus zwei gesonderten Theilen, dem Wohnraum und dem von diesem durch eine Brandmauer getrennten Wirtschaftsraum.

Der letztere ist in unserem Beispiel in seiner Längenausdehnung etwas reducirt, was bei Lütgens tab. 36. 37 nicht der Fall ist. Aber er hält auch so noch völlig deutlich mit der grossen Einfahrt im Giebel und seiner breiten Mitteldiele p den Typus des sächsischen Hauses aufrecht. Rechts vom Eingang liegt der Pferdestall l, ihm gegenüber der Kuhstall k und neben letzterem, unmittelbar an der Thür, der Behälter q¹ für das sorgfältig gesammelte Regenwasser. i ist eine Vordiele, hinter der bei m, n die Ställe für Kleinvieh und bei o die Häckselkammer angebracht ist.

Der separirte Wohnraum zeigt daneben eine durchaus verschiedene Anlage, die mit der des sächsischen Hauses nichts gemein hat. Der Eingang¹ führt sofort in die Wohnstube a, hinter der die Küche c mit der Fleischkammer d sich befindet. Links daneben liegen der Saal oder Pesel b und die Milchkammer g mit der Backstube h. Der grosse Backofen f mit dem Heerde e steht mitten im Hause. Besondere Schlafzimmer kennt unsere Bauart nicht: die Bette Räume sind in erhöhten, schrankartigen Verschlägen zwischen Wohnzimmer, Pesel, Küche und Molkerei angebracht.

Mit dieser Pellwormer Anlage hat nun das an der entgegengesetzten Küste der Halbinsel gelegene Haus aus Süd-Engeln (Fig. 30. 31) eine unverkennbare Aehnlichkeit. Noch schlagender wie auf unserem Grundriss tritt dieselbe auf dem von Lütgens tab. 27 gegebenen hervor.

Der Stallraum weist ebenso deutlich wie der Pellwormer auf die sächsische Einrichtung zurück. Treten wir über die Vordiele o in das Gebäude, so stehen wir auf der mit Brettern verkleideten Diele i, zur Rechten den Pferde-

¹ Der Grundriss bei Hamm (und danach auch unsere Figur 29) stimmt nicht zu der malerischen Ansicht. Die beiden Fenster an der Ecke des Hauses können nur in den Pesel b gehören, ebenso die drei folgenden nur in die Wohnstube a. Dann muss aber die Hausthüre ebenso in die Vordiele i verlegt werden, wie beidemal bei Lütgens. So dürfte sich der Fehler am leichtesten erklären.

stall m, den Jungviehstall l, den Schweinestall k, zur Linken den Kuhstall n. Neben letzterem befindet sich bei p ein

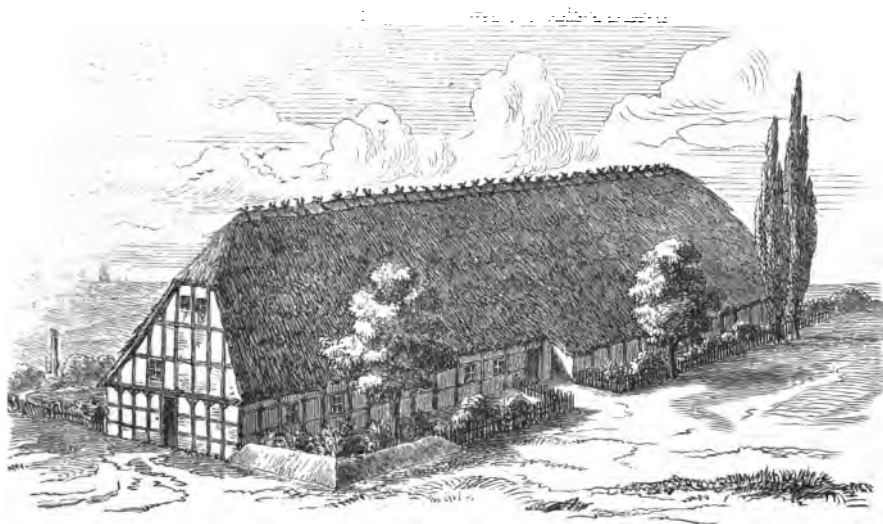


Fig. 30.

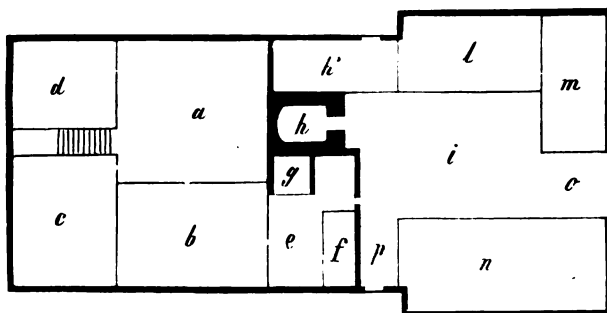


Fig. 31.

eigener Haupteingang auf der Langseite des Hauses, der Vordiele i des Pellwormer Hauses entsprechend.

Der nun folgende Wohntheil, für den der Eingang bei p berechnet ist, bleibt bei Lütgens noch völlig von der Dielenanlage getrennt. In unserem Beispiel hat die Brand-

mauer eine schiefe Richtung angenommen und dadurch den Backofen h und den Heerd g halb in den Wirtschaftsraum hineingezogen. Im übrigen entsprechen die Küche e mit dem Heerd und Backofen und der Milchkammer f, sowie die Wohnstube b und der Pesel a durchaus den betreffenden Abschnitten des Pellwormer Hauses. Nur hat das Angelnor, das auch sonst entwickeltere Wohnverhältnisse aufweist, einen Zuwachs erhalten in den beiden neu an der Giebelseite auftretenden Räumen: der Nebenstube (der sog. Brautkammer) d und der Backlauw c, zwischen denen eine Treppe nach dem Boden hinaufführt.

Das Charakteristische unserer südlichen Gruppe bleibt also die Combination einer sächsischen Stallanlage mit einem (vielfach durch eine schmale Vordiele zugänglichen) Wohnraum, der in seiner einfachsten Gestalt aus einem Vorzimmer mit Backofen, Heerd und Küche und daneben einer separirten Hauptstube besteht, von der sich leicht noch weitere Räumlichkeiten absondern.

B. NÖRDLICHE GRUPPE.

In der nördlichen Gruppe treffen wir zwar dasselbe Wohngelass wie bei der südlichen, dagegen nicht mehr die sächsische Stallanlage, sondern dafür eine Ansammlung von Einzelställen, welche, wie in Oberdeutschland, ohne weitere Verbindung zeilenartig aneinander gerückt werden.

Diese Stallanlage findet sich schon in den alten Häusern von Norderdithmarschen (Lütgens tab. 15), deren Wohnraum daneben noch einen völlig sächsischen Charakter bewahrt. In Schleswig ist sie bereits die allgemein herrschende Art, die sich dann weiter durch ganz Jütland bis nach Skagen hinaufzieht. Die Anzahl der Ställe ist oft eine sehr beträchtliche, in Norderdithmarschen sind es vier, auf Alsén bei Lütgens tab. 23 sechs u. s. f. Diese Gelasse werden theils, wie in der alten Bauart von Norderdithmarschen und auf Alsén, unmittelbar an die Wohnräume angelehnt, oder, wie gewöhnlich bei der sogenannten dänischen Bauart, durch eine grosse Durchfahrt von ihnen getrennt.

Somit tritt uns erst in der nördlichen Gruppe eine völlig neue Anlage entgegen, bei der jeder Zusammenhang mit dem sächsischen Hause aufhört.



Fig. 32.

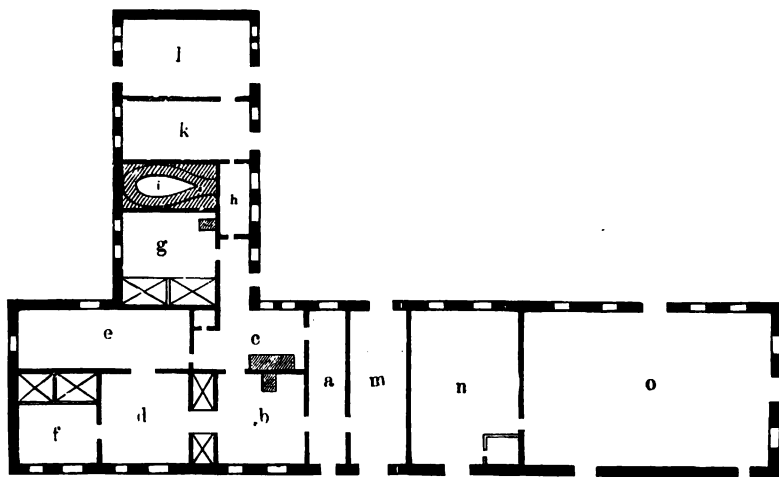


Fig. 33.

Fig. 32 und 33 stellen uns die gewöhnliche Bauart der Aemter Tondern und Flensburg dar. Die malerische Ansicht

ist aus Westermann, der Grundriss dagegen aus Lütgens tab. 21 entnommen, wo er getreuer und correcter wiedergegeben wird.

Der Wohnraum wird durch die grosse Durchfahrt und Futterdiele m streng von den Wirtschaftsräumen getrennt, die hier aus dem Pferdestall n und dem Viehstall o bestehen. Er hat auch weiter noch einen eigenen schmalen Vorflur a, der sich unmittelbar neben der Durchfahrt befindet. Von ihm aus betritt man die Wohnstube b und die Küche c, welche ganz genau der Wohnstube a und der Küche c der Pellwormer Anlage entsprechen, obwohl der Backofen i schon in den hinteren Anbau hinausgeschoben ist. In gleicher Weise entsprechen die Lage des Pesel d, neben dem der Milchkeller e und die Brautkammer f angebracht sind, dem Pesel b mit der Milchkammer g des Pellwormer Hauses.

Der hintere Anbau, der die Leutestube g, die Backstube h und den Backofen i, sowie das Waschhaus k und den Schweinestall l enthält, ist einer der in Schleswig vielfach variirten Flügelanbauten. In dem Beispiele von Lütgens sind auch noch an den Viehstall, wiederum durch eine Durchfahrt getrennt, nach vorne im rechten Winkel ein Heufach, eine Dreschtenne und Kornkisten angebaut.

II. DIE DÄNISCHE BAUART.

So typisch sich nun auch die erörterten Formen auf der cimbrischen Halbinsel wiederholen, so müssen sie sich doch alle von dem einfachen Urtypus schon weiter entfernt haben, was ja die angewachsenen wirtschaftlichen Verhältnisse notwendig bedingten. Daher ist es als ein besonders glücklicher Zufall zu betrachten, dass uns aus einer isolirten Gegend Nordjütlands noch Bauformen einer weit älteren Periode erhalten sind. Sie tragen ein so altertümliches und ursprüngliches Gepräge, dass sich ihnen von den heute noch vorhandenen Exemplaren wol wenige an die Seite stellen können. Sie dürfen uns die eigentliche und die alte dänische Bauart repräsentiren.

Im Nordwesten von Jütland liegt inmitten des Fest-

landes, durch die rings herumflutenden Wasser des Limfjord getrennt und geschützt, die Insel Mors wie ein Wasser-nest verborgen. Auf ihr hat der Probst Schade 1807 zwei Grundrisse sehr altertümlicher Bauernhäuser aufgezeichnet und beschrieben, die bei Molbech, Dansk Dialect-Lexikon 1841 S. 135 ff. wiederholt sind.

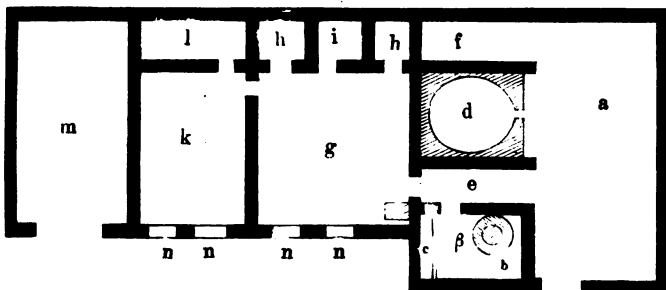


Fig. 34.

Das erstere (Fig. 34) ist ein altes Bauernhaus (Raaling) aus Elsoe, das aus 10 Fachwerken besteht. Die Giebel desselben sind nach Osten und Westen gerichtet, die Langseite mit allen Fenstern (nn) nach Süden, der Sonne zu. Das Haus hat nur einen Eingang. Dieser führt auf der östlichen Ecke der Südseite hinein, und zwar zunächst in einen grösseren ungetheilten Raum a, der den Namen 'Fremmers' d. h. Vorgemach trägt. In ihm befindet sich die Küchenanlage b (Stegerset) mit dem grossen Kessel β und der freilodernden Heerdstätte (Brandstedet oder Arnestedet) c, die weder eine obere Bedeckung noch ein Schornsteinrohr aufzuweisen hat. So füllt der aufsteigende Rauch die ganze Stube, zieht ins Dach hinauf und durch eine Oeffnung am Firstbalken (Lyre) ins Freie. Dem Heerde gegenüber steht der von drei Seiten mit Wänden umschlossene grosse Backofen d, hinter dem bei f noch ein Verschlag für Thiere sich befindet. Zwischen beide hindurch führt ein Gang e in das eigentliche Wohnzimmer g. In letzterem war ehemals eine Lehmbank (Pall) vorhanden, die aber 1807 schon durch eine Holzbank ersetzt war. An der Rückseite der Stube sind bei h h, unter dem

schräg abfallenden Dache, die Schlafstellen angebracht; ursprünglich waren sie vorne offen und nicht einmal durch Vorhänge von der Stube abgesondert, erst später wurden sie durch vorgesetzte Halbthüren von ihr getrennt. Zwischen ihnen liegt die Speisekammer i. Auf diese Wohnstube folgt die 'Vesterstue' k, die als Staats- und Gastzimmer dient, von der jedoch noch die Gerätkammer l abgetheilt ist. Den Beschluss macht ein angestückter Theil m (Udskud d. i. Aus Schub), der als Wagenschauer verwendet wird.

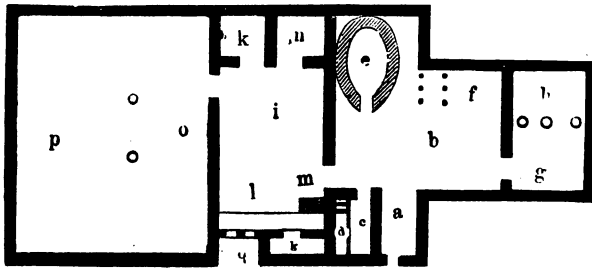


Fig. 35.

Einen gleich altertümlichen Charakter trägt das aus 7 Fachwerken (und dem östlichen Ausbau von 4 schmalen Fachwerken) bestehende, mit Lehm und Erde bekleidete Haus aus Faarup, das 1807 von einem 84jährigen Alten bewohnt wurde, der alle Einrichtungen noch in überkommener Weise beibehielt (Fig. 35).

Auch hier führt der Eingang a an der Ecke der Südseite in das Vorzimmer (Fremmerset) b, das ohne Zimmerdecke bis ans Dach reicht. Unmittelbar neben dem Eingang liegt wieder die offene Küche c mit dem Heerde d. Der Backofen e ist hier an die Hinterseite des Hauses gerückt, dafür hat der Vorraum aber eine Erweiterung erfahren, in der bei f zwei Verschläge für Kühe, bei g ein Schaafstall und bei h ein Platz für Torf angebracht ist. Aus dem Fremmerset führt eine Thür in die einzige Wohnstube i, die 6 Ellen in der Länge und 4 in der Breite misst. An der Südseite der Stube läuft unter den Fenstern entlang eine

aus Feldsteinen und Lehm errichtete Bank l (Pall), unmittelbar hinter ihr ist der eine Bettverschlag k angebracht, der andere an der Rückwand neben der Kammer n. Erwärmt wird das Zimmer durch den Lehmofen m, erhellt durch die beiden schmalen Fenster bei q. Neben dem Wohnraum liegt ein Stall, der die Dreschdiele o und, durch zwei Säulen abgetrennt, den Scheuerraum p enthält.

Auf die historische Betrachtung dieser Typen gehe ich erst im neunten Kapitel ein. Hier merke ich nur noch an, dass sich neben den allgemein üblichen Fachwerkbauten in abgelegeneren Gegenden Jütlands und Schleswigs, namentlich in der Nähe von Kongeaa und in Loit bei Apenrade, auch Bauernhäuser finden sollen, die ganz und gar aus eichenen Balken und Bohlen construiert sind (Correspondenzblatt 18, S. 66 nach einer Notiz von Kornerup).

Im Gegensatz zu den Flügelbauten von Schleswig zeigt sich in Dänemark bei vergrößerten wirtschaftlichen Verhältnissen wieder ein regulärer Hofbau, der mit dem fränkisch-oberdeutschen nahezu identisch ist. Er erstrebt dieselbe quadratische Form wie dieser, und wird in der Regel von vier Gebäuden völlig umschlossen. Auch hier befindet sich die Einfahrt entweder unmittelbar neben dem Giebel des Wohnhauses, oder er führt durch ein Thor- resp. Durchfahrtsgebäude, welches rechtwinklig an das Wohnhaus angebaut ist, in den Hof.

Diese Uebereinstimmung ist eine sehr merkwürdige. Aber es muss vorläufig dahingestellt bleiben, ob sie sich auf beiden Seiten von einer ähnlichen Grundlage aus selbständig herausgebildet hat, oder ob zu irgend einer Zeit eine wirkliche Kulturübertragung stattgefunden hat. Und ich will deshalb nicht unangemerkt lassen, dass dieselbe Hofanlage sich von Mitteldeutschland her in einem breiten Striche am rechten Oderufer entlang bis an die Ostsee hinzieht. Andererseits wird sie aber auch in Dänemark schon ziemlich alt sein, wie die nach dem Muster dieser Gehöfte angelegten Schlösser lehren dürften: die Zeichnung von Kallundborg auf Seeland aus dem Jahre 1171 (Trapp, Statistisk Beskrivelse af Danmark 3, 245) zeigt ihr genaues Abbild.

In das Bereich des dänischen Stilgebietes gehört endlich noch die jetzt schwedische Provinz Schonen. Mit dem dänischen Hause zeigt sich auch hier dänische Hofanlage: 'Quand nous entrons dans les anciennes provinces danosies de Scanie, Halland, Blekinge . . . nous trouvons par contre le plan toujours plus massé et plus fermé, jusqu' à ce que la cour de la plaine scanienne proprement dite se présente comme un rectangle fermé à plan quadrangulaire, dont les côtés extérieures sont fermées par l'habitation et par les dépendances, toutes sous toit en chaume et attenant les unes aux autres' (Mandelgren p. 11 tab. XIX). Der nördlichste Punkt, bis zu dem ich diese Hofanlage habe verfolgen können, ist die Insel Tjörn (Böhuslan), etwa in gleicher Höhe mit der Nordspitze von Jütland. Doch ist sie hier schon nicht mehr gleich kräftig wie im Süden.

SECHSTES KAPITEL.

DIE NORDISCHE BAUART.

Ganz neue und besondere Formen der Architektur begegnen uns, sobald wir das eigentliche Skandinavien betreten, das fernab von der mitteleuropäischen Kultur eine lange Sonderentwicklung gehabt hat. So überrascht es uns nicht, dass wir hier eine völlig originelle Bauart antreffen, die wir glücklicherweise auch an einem sehr umfassenden Material studiren können. Vor allem ist das norwegische Bauernhaus¹ durch die sorgfältigen Forschungen und die präzisen Beschreibungen von Eilert Sundt so klar gestellt, wie es für Deutschland leider mit wenig Gegenden der Fall ist. Wir sehen daraus, dass auch in Norwegen sich im Lauf der Jahrhunderte mehrere Stilarten von einander abgezweigt haben. Aber sie sind durchweg völlig durchschaubar geblieben, und ihre einfachsten Vertreter haben sich überhaupt noch nicht von der gemeinsamen Grundform entfernt.

¹ Erik Pontoppidan, Norges naturlige Historie II, 442 ff. (1752). Eilert Sundt, Om Sædelighedens Tilstand i Norge (1857) S. 22 ff. Ausführlicher sind die Aufsätze desselben Verfassers Om Bygningsvæsenet paa Landet i Norge in der populären Zeitschrift Folkevenen VII (1858) und besonders X (1861) mit 96 Holzschnitten. Hannibal Hoff, Om Oldtidens Bygningsformer (1869). Hauptsächlich die Hallenbauten der Sagazeit betreffen die Darstellungen von Rudolf Keyser, Efterladte Skrifter II und Weinhold, Altnordisches Leben. Dazu die wertvollen Bemerkungen von N. Nicolaysen in Langes Tidskrift 3, (1849) 303 ff. und Nordisk Universitets Tidskrift 1856 S. 175 f., sowie die vom Foreningen til norske Fortidsmindesmerkers Bevaring herausgegebenen Publicationen. Wertvolles Material bietet auch Dr. Troels Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien während des sechzehnten Jahrhunderts. Kopenhagen 1882.

Jede regelmässige Hofanlage ist hier verschwunden, obwohl sämtliche Gebäude durch eine gemeinsame Einfriedigung umhegt werden. Innerhalb derselben sind sie aber mit der grössten Unregelmässigkeit aufgebaut, höchstens dass zwei oder mehrere Wand an Wand neben einander stehen. Die Anzahl der Baulichkeiten, die zu einem Haushalt gehören, ist sehr beträchtlich. In den walddreicheren Gegenden wird noch jetzt wie in der Sagazeit nahezu für jeden einzelnen wirtschaftlichen Zweck ein besonderes Haus errichtet. Der Situationsplan eines Hofes aus Gudbrandsdalen bei Sundt, Folkevenen 10, S. 190 weist 33 Häuser auf. Die meisten derselben zeigen trotz ihrer verschiedenartigen Bestimmung eine ähnliche Anlage, die sich im eigentlichen Wohnhause am reinsten ausspricht.

Die einfachste Gestalt des Hauses, aus der sich alle anderen entwickelt haben, ist ein im Innern ungetheilter Raum von annähernd quadratischer Form, vor dessen Giebelseite zum Schutz gegen Wind und Unwetter noch eine Vorhalle von der Breite des Hauses sich befindet. Diese Vorhalle ist in allen Landschaften üblich, oder hat, wo sie geschwunden ist, doch Spuren ihres früheren Daseins zurückgelassen. Anfänglich gewiss nur ein auf Säulen ruhender Vorsprung des Daches, ist sie unter dem Einfluss des Klimas immer entschiedener in die Architektur des Hauses hineingezogen und mit mehr oder minder festen Wänden bekleidet worden.

Das Hauptgemach selber hat gelegentlich auch heute noch denselben primitiven Charakter bewahrt, der diesen Heerdstuben von altersher eigen gewesen ist. Treten wir durch die Vorhalle hinein, so erblicken wir eine Stube, die ohne weitere Abtheilung von der einen nackten Holzwand bis zur anderen, von der Diele bis zum Dachfirst reicht. Mitten auf der Diele ist die ebenerdige Feuerstätte, nur durch eine längliche Steinsetzung eingehegt. Ueber dem Feuer hängt der grosse Kessel an einem Seile, das von einem drehbaren Gerüst herabläuft. Der Rauch zieht durch eine verschliessbare Dachöffnung, welche nicht nur den Schornstein, sondern auch die Fenster ersetzt, so dass das Tageslicht

diesen halbdunkeln Raum nie völlig zu durchdringen vermag. Das Rauchloch befindet sich gerade über dem Heerd, nahe am Firstbalken und trägt in Dänemark und Norwegen noch heute denselben Namen (Lyre oder Ljore), den uns die ältesten nordischen Litteraturdenkmäler dafür überliefern (ljóri). Es ist nicht grösser wie ein mässiges Fenster, und pflegt im Sommer und bei gutem Wetter offen zu stehen. Wenn es nötig, so wird es durch eine Klappe oder einen Schieber geschlossen, der mittelst einer Stange leicht zu bewegen ist. Die Klappe selber ist ein viereckiger, mit einer dünnen Darmhaut überzogener Rahme. Diese Scheibe soll gelegentlich so klar sein, dass es bei einigem Abstände sich ausnimmt, als sehe man empor in den hellen Tageshimmel. Der Raum hat also nur Oberlicht und erhält dadurch im Innern eine durchaus einheitliche, wenn auch dämmerige Beleuchtung, die vor unserm modernen System manche Wirkung voraus hat.

Viel Hausrat gibt es in einer solchen Stube nicht. Der wesentlichste Theil davon sind die Bänke an den Langwänden, in deren Mitte sich der Platz des Hochsitzes so lange befand, bis die spätere Umgestaltung des Raumes auch ihm eine andere Stelle anwies. Hinter den Bänken sind in der Regel die Schlafverschläge angebracht. Die Reste dieser Einrichtung finden wir noch in allen Landschaften. Für Hallingdalen bezeichnet sie Wiel 100 Jahre vor seiner eigenen Zeit, also um 1650, als die allgemeine Regel: 'die altnordische Bauweise, besonders auf dem Lande, war ohne Zimmerdecke, mit dem Heerde mitten in der Stube, ohne aufgeführten Schornstein' etc. (Beskrivelse over Ringerike 1743, Sundt S. 243). Doch scheinen diese Heerstuben anderswo auch noch im vorigen Jahrhundert reichlich vertreten gewesen zu sein (Sundt S. 335 ff. u. ö., Troels Lund S. 23 f.). Heute freilich sind sie durch neuere Bauweisen so gut wie verdrängt, und der altherwürdige Heerd ist durch einen Ofen ersetzt worden. In der Regel kommt dabei, wie in Friesland und Dänemark, der normannische Ofen ('Peis' aus 'pissalis') zur Verwendung, nur in den Küstengegenden von Drontheim bis Stavanger bedient man sich

einer Art von Rauchöfen, die sich unseren Backöfen am nächsten vergleicht.

Der einzige Unterschied, der uns schon bei der Grundform des norwegischen Hauses entgegentritt, offenbart sich in der Lage und Disposition der Vorhalle. Und zwar handelt es sich hier um einen alten Gegensatz zwischen der Bauart des Westens und derjenigen des Ostens.

Die erstere, welche durch Figur 36 und 37 vertreten wird, ist die allgemeinere und am weitesten verbreitete. Sie verlegt die Vorhalle vor die eine, gewöhnlich die östliche Giebelseite des Hauses. Der Ausgang ins Freie befindet sich dabei nicht in der Mitte des Giebels, sondern in der südlichen Ecke der Langseite, damit Schnee und Regen nicht unmittelbar in die Stube hineinschlagen können. Mehrfach, besonders im südlichen Norwegen (Fig. 36), ist die Vorhalle

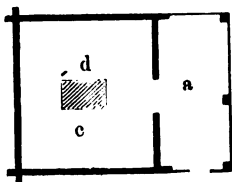


Fig. 36.

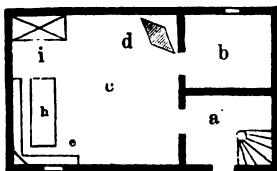


Fig. 37.

ein einziger ungeteilter Raum geblieben, während sie in den Stiftern von Drontheim und Bergen, sowie in Thelemarken (Fig. 37) so halbirt ist, dass nur die an der Thüre gelegene vordere Hälfte (a) als Eingang und Durchgang ins Wohnzimmer dient, während die hintere (b) ausschliesslich zur Vorratskammer geworden ist. In der Stube c steht hier in der einen Ecke der Ofen d, etwas von der Wand gerückt und vorne möglichst offen, damit seine Glut ins Zimmer hineinstrahlen kann. Ihm gerade gegenüber befindet sich

unter dem Fenster die feste Bank e, der sogenannte Hochsitz, daneben ein Eckschrank und eine zweite Bank mit dem Tisch h davor. In der dritten Zimmerecke steht das Ehebett i. In manchen gleichfalls alten Häusern haben das Bett und die Bänke mit dem Tisch ihren Platz vertauscht, und es ist fraglich, welches der ältere Gebrauch ist.

Die zweite Grundform der norwegischen Bauart hat

ihre Heimat in dem alten Stifte von Akershus und in Gudbrandsdalen. Besonders im oberen Thale finden sich noch

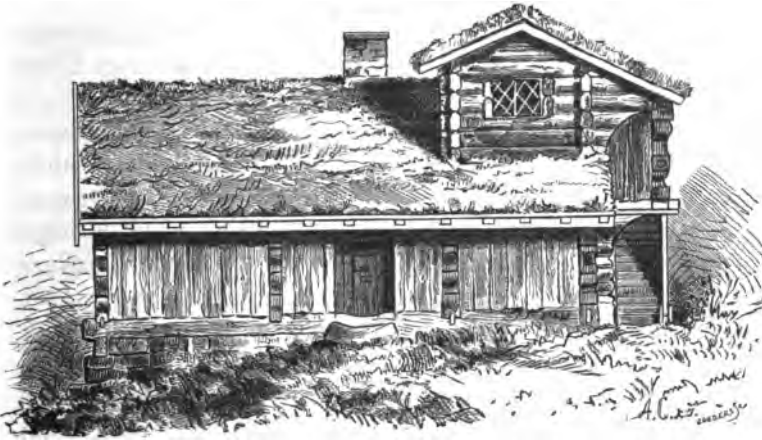


Fig. 38.

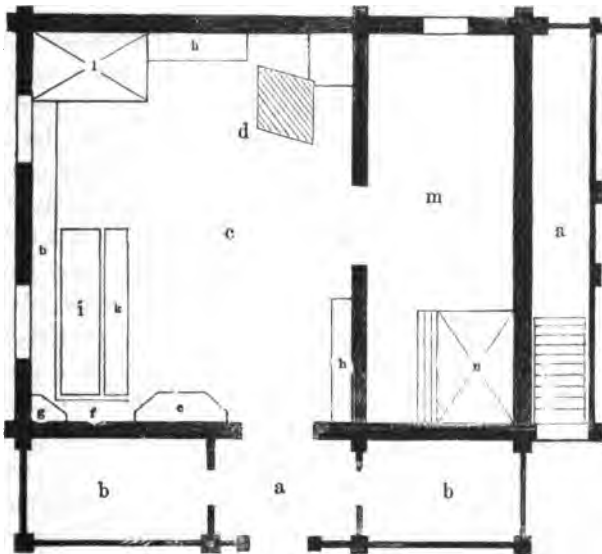


Fig. 39.

sehr alte Vertreter derselben. Denn diese Häuser erreichen kraft ihres festen Materials zuweilen ein ungewöhnliches
QF. XLVII.

Alter. Das von Eilert Sundt S. 45 erwähnte soll nach der Sage und der über der Thür eingehauenen Jahreszahl im Jahr 1345 erbaut sein. Unsere Figur 38 nebst dem Grundriss 39 stellt ein abgelegenes Haus aus Løkkre im Kirchensprengel Lom, hoch oben in Gudbrandsdalen vor (nach Eilert Sundt S. 6 f.).

Auch hier tritt uns ein annähernd quadratischer Raum mit einer Vorhalle entgegen. Aber die letztere liegt nicht vor der Giebelseite, sondern vor der Langseite des Hauses. Ebenso befindet sich der Ausgang ins Freie nicht in einer Ecke derselben, sondern in ihrer Mitte, der Stubenthüre gerade gegenüber. Dem entsprechend wird sie denn auch nicht wie die wetsnordische Vorhalle in zwei, sondern in drei Abschnitte gegliedert, mit je einer Kammer *b b* zu beiden Seiten des mittleren Durchganges *a*. Dieser Vorraum wird in der Regel, wie in unserer Figur 38, ganz und gar mit Brettern verkleidet, selten zeigt er eine offenere Construction.

Die innere Einrichtung bleibt sonst eine völlig entsprechende. Nur scheint hier neben dem Hauptraum *c* schon frühzeitig eine Kammer *m* abgesondert zu sein, welche in Akershus noch wieder oft in zwei Abtheilungen geschieden wird. Unmittelbar neben dem Eingange in *c* steht der grosse Schrank *e*, daneben der Platz des Hochsitzes *f*, in der Ecke der kleine Schrank ('Høisædes-' oder 'Roskab') *g*, davor der Tisch ('Langbord') *i* mit der losen Bank *k*. Bei *h h* laufen noch weitere feste Bänke an den Zimmerwänden entlang; die an der Giebelseite angebrachte wird vielfach als 'Pall' (altn. *pallr*) bezeichnet. In den beiden hintern Ecken der Stube steht das Ehebett *l* und der Ofen *d*, in der Kammer noch ein zweites Bett *n*, zu dem einige Stufen emporführen.

Die äussere Erscheinung des Hauses aus Løkkre fesselt unser Interesse noch ganz besonders durch den stockhohen, thurmartigen Aufsatz an der einen Ecke, über der Kammer *m*. Zu ihm führt von aussen eine Treppe in der mit Brettern bekleideten Gallerie *a* empor. Wir haben hier eine der im Aussterben begriffenen 'Ramloftstuben' vor uns, welche diesen Namen tragen, weil sie im luftigen (an. 'lopt' ist 'Luft') Giebelraum ('ram') liegen. Heute sind sie nur noch in wenigen,

aber immer alten Exemplaren vorhanden, einst bezeichneten sie eine besonders vollkommene und gerühmte Bauart, die schon im elften Jahrhundert die Bewunderung König Olafs herausforderte. Als er nach Lom kam, aus dessen Nähe auch unsere Fig. 39 stammt, und über den Ort hinblickte, brach er in die Worte aus: 'Schade wäre es, wenn man eine so schöne Ansiedelung verbrennen sollte' (Olafs Saga 1849 p. 58). Die Loftstube, in der er damals fünf Nächte verweilte, wurde noch bis vor kurzem gezeigt. Wie König Olaf pflegen in den nordischen Sagas auch andere Gäste häufig in diesen Loftstuben zu schlafen.

Ganz ähnliche Constructionen kennt die alte Bauart von Osterdalen, über die Eilert Sundt (Folkev. 10, S. 224) Folgendes anmerkt: 'Während die Stube selbst bis unter das Dach offen ist, wird über der Kammer durch eine dazwischen gezogene Zimmerdecke noch ein oberer Raum geschaffen, der von einem inneren und dem äusseren Hausgiebel, sowie von den schrägen Seiten des Daches eingeschlossen wird. Den Ausgang zu diesem 'Ram' vermittelt theils eine Treppe, welche aus der Kammer durch eine Oeffnung in der Decke emporführt, theils aber auch eine Stiege, auf welcher man aus der Stube selbst durch eine Luke in den inneren Giebel hineinsteigt. Im letzteren Fall sieht man Abends dann wol die Burschen hinaufklettern und in den Raum kriechen, wo ihre Betten stehen'. Gelegentlich tritt dieser Emporbau auch an einer anderen Stelle des Hauses auf. Im Stifte von Drontheim befindet sich die 'Opstugu' (Ueberstube) über der Vorhalle (also in Fig. 37 über a und b). In den sogenannten Barfrø-Stuben ist der mittlere Abschnitt der Vorhalle (a in Fig. 39) in analoger Weise erhöht.

Die Ramloftstube erscheint wie ein erster unsicherer Schritt zur Errichtung eines oberen Stockwerks, das von innen heraus entwickelt, nicht von oben darauf gesetzt werden soll. Thatsächlich entsteht aber nirgend ein solches daraus. Vielmehr wird das Bedürfniss nach Vergrösserung immer noch in der alten nationalen Weise durch Vermehrung der Gebäude befriedigt, so dass für jeden einzelnen wirtschaftlichen Zweck womöglich auch ein eigenes Haus

contruirt wird. Alle stehen sie auf ebener Erde, nur diejenigen, auf deren Conservirung man einen grösseren Wert legte, werden auf ein höheres Holzgestell gesetzt: es sind dies die sogenannten Stolpe-Bod oder Stab-Bur. auf die ich später zurückkomme.

So sehen wir auch das Wohnhaus sich zu zwei Gebäuden verdoppeln. Wenn der alte Raum unzulänglich wird, so setzt man unmittelbar daneben noch ein anderes, besser construirtes Gemach, das zur Ergänzung und Aushülfe dient. Besonders in Thelemarken sehen wir diese Gebäude wie ein zusammengehöriges Paar neben einander auftreten. Fig. 40 zeigt uns zwei solcher zierlicher Holzhäuser aus Bolkesjö bei Tinn in Thelemarken, die der Mappe des Malers Tidemand entstammen.

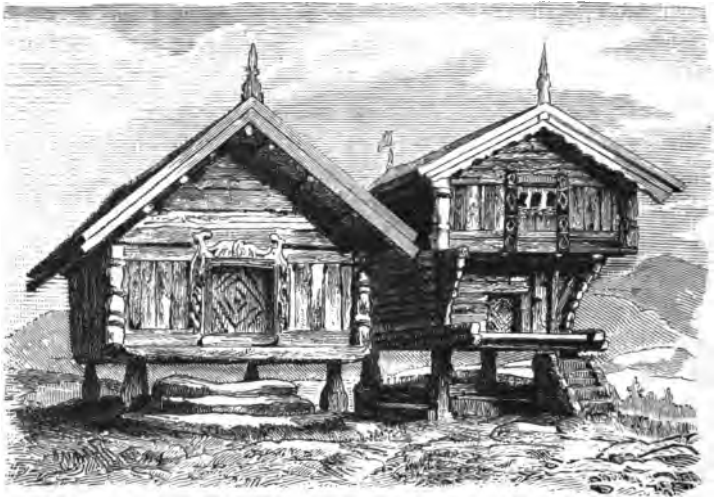


Fig. 40.

Oft ist das Nebengebäude ein blosses Vorratshaus und wird dann durch eine Zimmerdecke häufig in zwei Abschnitte getheilt, so zwar, dass der niedrige untere Raum zur Aufbewahrung von Gerätschaften dient, wie auch wol in dem einen Hause von Fig. 40, während der obere als Gastzimmer hergerichtet wird (Sengebod). Der letztere, zu dem eine

äussere Treppe empor führt, ist naturgemäss der vornehmere und oft auch mit herumlaufenden Gallerien versehen.

Neben dieser Vermehrung von Gebäuden, entsteht besonders im westlichen und südlichen Norwegen eine auf andere Weise vergrösserte Anlage. Die beiden selbständigen Wohnhäuser, das ältere einfachere (die Heerdstube) und das bessere neuere (das Ofengemach) werden an einander gerückt, aber nicht wie in Thelemarken mit ihren Langseiten, sondern mit ihren Giebelfronten. Sie bleiben hier auch keine besonderen Häuser, sondern werden in einer einheitlichen Construction zusammengefasst, so zwar, dass die sich nunmehr berührenden Vorhallen einen einzigen Raum bilden, der sich als gemeinsamer Flur zwischen beide Gemächer einschiebt. Diese Entstehungsgeschichte ist durch Eilert Sundt völlig gesichert, der in Ryfylke noch selber der Zeuge solches Zusammenrückens sein konnte (Folkevenen 10, 447). Fig. 41 zeigt uns den Grundriss eines so entstandenen Hauses aus der Landschaft Mandal (S. 551).

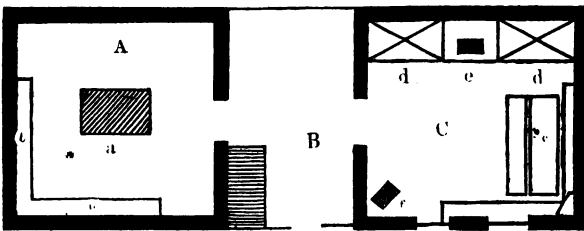


Fig. 41.

A ist das alte 'Ildhus' mit dem Heerd a und den festen Bänken bb; dieser Raum hat keine weitere Lichtöffnung und dient jetzt ausschliesslich als Kochhaus. B ist die Vorstube, C die eigentliche Stube. Letztere enthält den Tisch c mit dem Hochsitz, dem Hochsitzschrank und den anderen beiden Bänken; dd sind die Bettverschlänge, e der sogenannte Bettschrank, der hier aber nur ein Einlass für die Kellerluke ist, f der Kachelofen.

Von dieser Grundlage aus erklären sich auch die noch mehr angewachsenen Constructionen anderer Gegenden leicht und sicher. Das Bauernhaus des Kreises Nedenäs, der an

Thelemarken grenzt, enthält auch eine Combination beider benachbarter Typen (Fig. 42). A B mit der Vorhalle G ist das Haus aus Gudbrandsdalen, während C mit seiner halbirtten Vor-

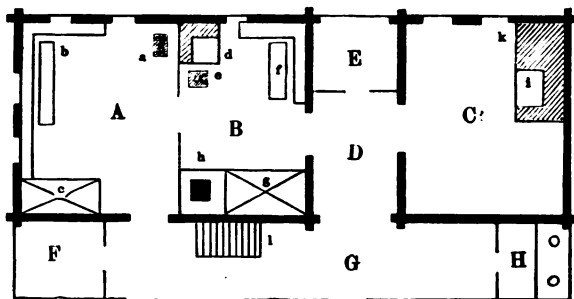


Fig. 42.

halle DE die westnordische Form repräsentirt. In dem Hause, wie es nunmehr dasteht, herrscht die folgende Einrichtung. A ist die eigentliche Staatsstube, in ihr steht der Kachelofen a, die Bank mit dem Tische b, das Bett c; in B, der alten Kammer, die jetzt zur eigentlichen Wohnstube geworden, der grosse gemauerte Ofen (Spis) d, der an zwei Seiten offen ist, damit das Feuer ins Zimmer hineinleuchten kann, neben ihm noch der Kachelofen e, in der gegenüberliegenden Ecke bei f Tisch und Bank, an der vorderen Zimmerwand das Bett g und daneben bei h wieder die eigentümliche Verbindung des Kellerschranks und eines Bettverschlages darüber. In der alten Heerstube C steht nur noch der Backofen k mit dem Schornstein i; gelegentlich werden auch Betten darin aufgestellt. Die alte Vorhalle ist in den Gang D und die Speisekammer E abgetheilt. Vor der ganzen Anlage zieht sich die Gallerie G entlang, in der sich die Treppe ins Obergeschoss l und die Seitenräume F und H befinden.

Dies moderne Haus aus Nedenäs hat schon ein vollkommenes oberes Stockwerk, das ganz entsprechend wie das untere eingerichtet ist. Seine äussere Erscheinung hat dabei etwas sehr Einförmiges, wie die der meisten nordischen Neubauten. Wirklich originell ist auch hierin nur das Gebirgshaus, besonders in Gudbrandsdalen (Fig. 43) geblieben, dessen

Entwicklung einen merkwürdig parallelen Gang mit derjenigen des oberdeutschen Hauses genommen hat. Das zurückspringende untere Stockwerk, die vor dem oberen entlang laufende Gallerie, die Holzschnitzereien, das kunstvolle Thürhäuschen vor der Langseite, die Lage von Stube und Fenstern, ja die Situation des Wohnhauses neben dem Hofthor: Alles das ist so entsprechend, dass es fast den Anschein hat, als trete uns das oberdeutsche Bauernhaus hier nochmals auf der Stufe des reinen Holzbaues und Blockverbandes entgegen.



Fig. 43.

Lägen in Norwegen nicht alle diese Zwischenstufen so nahe bei einander, so würde es der Forschung überaus erschwert sein, die Entwicklung des modernen Wohnhauses aus seiner primitiven Grundform noch wiederum aufzudecken.

Diese Grundform aber ist keine spezifisch norwegische, sondern eine gemeinsam skandinavische. Auch das schwedische Bauernhaus, für das uns in den trefflichen Sammlungen Mandelgrens¹ ein reichhaltiges Material zu Gebote steht,

¹ Mandelgren, *Atlas til Sveriges odlingshistoria* (Atlas de l'histoire de la civilisation en Suède) 1. 2: *Bosteder och husgeråd*. Mit 445 Zeichnungen. Stockholm 1878.

ist von denselben Anfängen ausgegangen und hat nahezu denselben Weg zurückgelegt. Von speciellen Besonderheiten merke ich hier nur an, dass die oft sehr geräumige Vorhalle, die schon in den ältesten Felsgräbern auftritt (p. 11 tab. IV, 32), viel seltener halbirt erscheint als in Norwegen. Auch auf die bühnenartige Erhöhung will ich hinweisen, die sich in sehr einfachen Häusern an dem innersten Theil der einen Langwand hinzieht (tab. VI, 51 aus Småland), weil sie eine dem altnordischen 'pallr' entsprechende Einrichtung ist, jedoch mit dem Unterschiede, dass letzterer seinen regelmässigen Platz an der hinteren Querwand hat.

Im grösseren nördlichen Theile Schwedens scheint die alte einfache Bauweise im Ganzen bewahrt zu sein, während im Süden und besonders im Südwesten ein ähnliches Anwachsen und Zusammenbauen der Häuser stattgefunden hat wie in Südnorwegen.

Auch im Osten von Schweden, auf den Inseln Gottland und Oeland, finden sich geschlossene Hofanlagen, die aber mit den schonischen und dänischen in keinem näheren Zusammenhang stehen. Der gottländische Hof zeigt nicht die nordische Unregelmässigkeit, ist aber auch nicht so fest zusammen gewachsen wie der dänische und schonische Hof. Er ist entstanden aus zwei einzelnen, gesonderten Theilen: einem vorderen Thor- und einem dahinter gelegenen Wohngebäude. Das Thorgebäude ist dann beträchtlich verlängert und durch Seitenflügel vergrössert, so dass es eine hufeisenförmige Gestalt angenommen hat. In der Mitte desselben befindet sich die Durchfahrt; in den nach hinten zurückgebogenen Flügeln sind Scheunen und Stallungen angebracht. Im Hintergrunde des Hofes liegt, oft noch durch eine Mauer getrennt, das gewöhnliche nordische Wohnhaus (Mandelgren XIX, 11. 12). Wenn wir nach Verwandten dieser Anlage suchen, so finden wir solche nicht im Norden, sondern nur in Deutschland, dessen weit verbreitete und reich entwickelte Thorgebäude unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Wie in seiner inneren Einrichtung und Raumdisposition, zeigt das nordische Bauernhaus auch in seinem äusseren An-

sehen einen ganz besonderen Charakter. Nur in Schonen findet sich das hohe steile Strohdach, das in den anderen Landschaften durch das plattere des Alpenhauses ersetzt wird, über welches der Sturmwind leichter fortstreichen kann. Daneben besteht in den nördlichen Gegenden, wo der untere Theil des Hauses wohl ganz in die Erde hineingegraben ist, ein spitzeres, unmittelbar über dem Boden sich erhebendes Dach.

Die offenen Vorhallen und Lauben, die in Deutschland eine solche Rolle spielen und so malerische Wirkungen erzeugen, sind im Norden nicht recht heimisch. Trotzdem müssen sie aber auch hier einst sehr verbreitet gewesen sein, denn die directen Nachkommen derselben sind uns ohne Zweifel noch erhalten in den überdachten und mit Wänden versehenen Vorplätzen des Hauses, die in Norwegen, in Schweden, Jütland und auf den Färöen uns begegnen.

Wir erkennen in diesen Unterschieden deutlich den Einfluss des rauheren Klimas.

So genau wie das nordische Haus haben wir kein anderes in seiner Entwicklung beobachten können. Fast alle Stadien desselben, von seinen einfachsten Anfängen an, liegen uns klar vor Augen. Und wir entnehmen aus dieser Erkenntniss nicht nur das specielle Resultat, sondern zugleich die verstärkte Aufforderung: diejenigen Fragen, die sich uns hier von selber beantwortet haben, auch für die übrigen deutschen Baustile aufs Neue zu erwägen.

SIEBENTES KAPITEL.

DIE OSTDEUTSCHE BAUART.

Wir haben unsere Beschreibung vom äussersten germanischen Süden bis zum fernen Norden fortgeführt. Wir sind damit aber nicht zu Ende, sondern müssen nochmals aufs deutsche Festland zurückwenden, in diejenige Gegend, der man überhaupt keine alte deutsche Architektur zuzugestehen pflegt, die thatsächlich lange Jahrhunderte von Slaven beherrscht wurde: die norddeutsche Tiefebene zwischen Elbe und Weichsel. Aber es dürfte schwer fallen, hier auch nur einen irgendwie hervorragenden Einfluss slavischer Bauweise aufzudecken. Die vorhandenen Typen stimmen weder zu den sonstigen slavischen, noch sind sie überhaupt in sich einheitlichen Charakters. Mit völliger Sicherheit können wir drei verschiedene Stilgattungen nachweisen, von denen zwei ohne Frage germanisch sind, von denen auch die dritte durch ihre Identität mit einer anderen als deutsch reclamirt wird.

Die Grenze zwischen sächsischem und oberdeutschem Stil verfolgten wir von Münden an der Weser über Hildesheim nach Tangermünde an die Elbe. Hier stehen wir bereits mitten unter wendischen Stämmen. Aber wir sehen, dass auf der alten Scheide zwischen Deutschen und Slaven keineswegs auch die deutsche Bauart aufhört: sowohl die sächsische wie die oberdeutsche setzt sich noch weiter nach Osten fort. Genau ist die Grenzlinie zwischen beiden nicht festzustellen, aber wir werden ungefähr das Richtige treffen, wenn wir von Tangermünde eine gerade Linie nach den Odermündungen ziehen.

Die auf dem linken Ufer der Elbe, in der Altmark und im Lüneburgischen, angesiedelten Elblaven halten zäh an dem sächsischen Stile fest. Aber es ist nicht das normale sächsische Haus das wir hier antreffen, sondern eine Spielart desselben. Fig. 44 zeigt uns ein solches 1702 erbautes, wendisches Haus aus dem Kreise Salzwedel, das den Erhebungen der k. Oberbaudeputation entnommen und von Meitzen a. a. O. im Grundriss und als malerische Ansicht dargestellt ist. Es darf uns für diese Gegenden als typisch gelten.

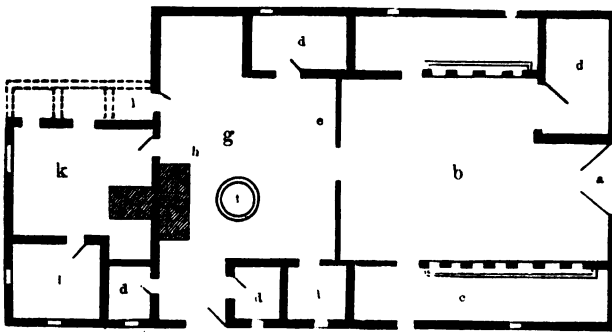


Fig. 44.

In der Regel treten wir durch ein grösseres Thorgebäude, mit dem meist noch Stallungen verbunden sind, auf den abgeschlossenen Hofplatz, der das Hauptgebäude umgibt. Das letztere kehrt uns seinen Giebel mit dem hohen Einfahrtsthore a zu. Die Diele b ist sehr breit und geräumig, an ihren Seiten sind Stallräume cc und Kammern dd abgetheilt. Eine hölzerne Scheidewand e trennt diese Anlage von dem zweiten Haupttheil des Hauses g, welcher den Heerd h enthält, zugleich Hausflur und Küche ist und an den Wandecken noch wiederum Raum für verschiedene Kammern freilässt. Neben dem Heerde hängt der grosse Wasch- oder Futterkessel f an einem Krahn vom Deckbalken herab. An der Rückseite liegen die eigentlichen Wohnzimmer, aber sie nehmen nicht die ganze, sondern nur zwei Drittel der Breite des Hauses ein, so dass dieser Theil um ein beträchtliches Stück gegen den vorderen zurücktritt. In der hier gebildeten Ecke

befindet sich, durch ein Vordach l geschützt der eine der auf den Flur mündenden Eingänge. Daneben liegt das heizbare, geräumige Hauptgemach k, Dönse oder Dörnse genannt, an dessen anderer Seite noch wiederum Kammern abgetheilt sind.

Ebenso wie das altmärkische trägt auch das wendische Haus der Insel Fehmarn den sächsischen Typus zur Schau (Fig. 45. 46). Auch hier steht die Giebelseite, in die das hohe Thor



Fig. 45.

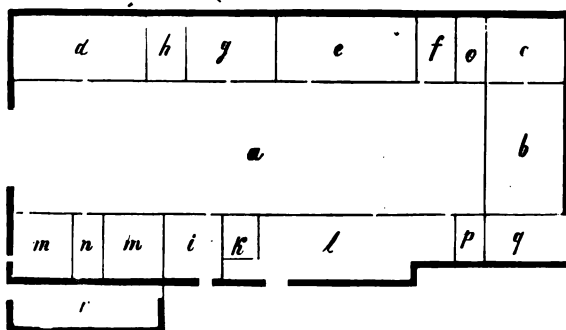


Fig. 46.

hineinführt, der Strasse zugekehrt. Die breite Diele a durchschneidet das Haus fast nach seiner ganzen Länge und lässt

hinten nur noch Raum übrig für den Pesel b mit der Schlafkammer c. Neben dem Pesel befindet sich auch hier, wie in der Altmark, eine halboffene Ecke q, die aber keinen Eingang vermittelt, sondern zu einem überdachten Wagenschuppen verwendet ist. Zu beiden Seiten der grossen Diele liegen die Viehställe und die übrigen Wohnräume, und zwar ist d noch eine zweifenstrige Stube, h die Speisekammer, g die Küche, e die mit einem mächtigen Kachelofen versehene eigentliche Wohnstube, f eine Kammer, o die Häckselkammer. Auf der andern Seite der Diele finden wir den Pferdestall m mit dem Futtergange n, die Backstube i, den Kuhstall l, in dem regelmässig auch der Backofen h angebracht ist, und in der Ecke den Hühnerstall p. Der Schaafstall r ist draussen angebaut.

Also auch die sogenannte wendische Bauart von Fehmarn ist im Grunde eine sächsische, und zwar schliesst sie sich am nächsten gerade der in Südholstein üblichen Form an (Fig. 18), zu der sie nur einige unwesentliche Varianten hinzufügt.

Für Meklenburg und Neu-Vorpommern liegen mir keine genaueren Pläne und Aufzeichnungen vor. Doch ist auch hier das sächsische Haus noch bis vor nicht langer Zeit verbreitet gewesen. Heute freilich wird es durch umfangreiche Neubauten und die grossen Höfe der Gutswirtschaften immer mehr verdrängt. In Neu-Vorpommern trifft man es noch in abgelegenen Gegenden, auf dem Darss, der Insel Zingst und in Rügenschcn Stranddörfern, auf dem Festlande nur da, wo alte bauerliche Ansiedelungen der Ausbreitung des Grossgrundbesitzes getrotzt haben. In Meklenburg scheint es hingegen auch heute noch mehr bewahrt zu sein.

Ueber die Priegnitz und die Uckermark steht mir kein zuverlässiges Material zu Gebote. Dagegen stimmen die einfirstigen, im Blockverbande errichteten Häuser des Spreewaldes und der Lausitz in ihrer inneren Einrichtung wiederum ziemlich genau zu der des ober- und mitteldeutschen Bauernhauses. Ihre äussere Physiognomie erhält durch die zierliche Holzarchitektur und die tief herabhängenden Rohr- und Strohdächer noch ein besonders altertümliches Wesen. Auch in

der übrigen Mark, in Schlesien, im Königreich Sachsen, in Thüringen, sowie in der Provinz Sachsen östlich der Elbe erleidet die fränkisch-oberdeutsche Bauweise keine wesentliche Umgestaltung.

In gleicher Weise ist die oberdeutsche Hofanlage zwischen Elbe und Oder allgemein verbreitet. So gehört das in den Erhebungen der Oberbaudeputation herangezogene Gehöft von Schwaneberg bei Magdeburg zu den oberdeutschen und rheinfränkischen Typen, nur kehrt hier das Wohnhaus mitteldeutscher Sitte gemäss nicht den Giebel, sondern seine Breitseite mit dem Eingang der Strasse zu. Ebenso sind die von Meitzen besprochenen schlesischen Höfe nur etwas weiter auseinandergezogen, der alte Grundplan bleibt völlig gewahrt. Ueber märkische Höfe auf dem rechten Oderufer liegt mir kein Material vor, doch ergaben mir eigene Ermittlungen, dass sich jene Hofanlage dann weiter noch völlig rein und intact in einem breiten Striche am rechten Ufer durch Pommern bis an die Ostsee hinzieht. Nur befindet sich hier die Einfahrt in den Hof meist nicht neben der Giebelseite des Wohnhauses, sondern führt durch das gegenüberliegende Gebäude gerade auf das letztere zu. Diese Höfe sind oft so dicht zugebaut, dass bei Feuersnot wiederholt ein Entkommen unmöglich wurde.

So finden wir in diesem einstmals slavischen Theile Deutschlands durchaus noch die nationale deutsche Bauweise vorherrschend. Die nachwandernden Slaven müssen sie von den Germanen übernommen und weitergeübt haben.

Nur dürfen wir hier Eins nicht ausser Acht lassen. Wir können nämlich nicht sicher sein, dass in der jetzigen Verbreitung des sächsischen und fränkischen Hauses auch noch die ursprünglichen Grenzen bewahrt sind. Die spätere Kolonisation hat gerade hier gewiss mancherlei verschoben. So dürfte an der Südostecke des alten sächsischen Stilgebietes durch die eingedrungenen Slaven, welche bereits in oberdeutscher Weise zu bauen gelernt hatten, ein stärkeres Zurückweichen der sächsischen Bauweise stattgefunden haben. Und ebenso brachten die späteren vom Rhein her kommenden deutschen Kolonisten ihre alte Bauart mit sich und pflanzten

sie in der neuen Heimat ebenso fort, wie es noch unsere modernen Auswanderer in Polen, Schweden, England und Amerika thun. Genauere Aufschlüsse kann uns hier nur die Erforschung der gesammten landwirtschaftlichen Verhältnisse verschaffen, für die in Meitzens Aufsatz 'Die Ausbreitung der Deutschen in Deutschland und ihre Besiedelung der Slavengebiete' (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 1879, S. 1 ff.) ein sicherer Grund gelegt ist.

Der Zusammenhang mit den benachbarten deutschen Stilarten geht uns nun aber im Osten völlig verloren, um einer ganz anderen Bauweise¹ Platz zu machen. Schon v. Haxthausen S. 76 bemerkte, dass bei den Bauernhäusern zwischen Stolpe und Lauenburg ein von der westlichen Sitte abweichender Bau mit Vorhallen am Giebel beginne und 'in dem nordwestlichen Theile Westpreussens weit verbreitet sei. Selbst die elendesten Hütten hätten wenigstens eine Ecke des Hauses auf diese Weise offen, die auf einem Pilaren ruhe und eine kleine Halle bilde. Unter dieser Halle liege der Eingang. Daran anknüpfend hat Meitzen diesen Typus weiter verfolgt und ihn auch in Posen, besonders in den Grenzgegenden sehr verbreitet gefunden, am häufigsten in den Kreisen Krotoschin, Adelnau und Pleschen, sowie jenseit der Grenze im russischen Polen. Meitzen hat seiner Beschreibung zwei detaillirte Grundrisse und Abbildungen beigelegt. Bald darauf wurden auch die polnischen Häuser durch Kolberg ans Licht gezogen und illustriert.

Diese übereinstimmende Bauart erstreckt sich von Hinterpommern bis an die Karpathen und östlich bis an die Weichsel. Darüber hinaus ist sie nicht nachzuweisen.

Auf dem ganzen Gebiete begegnen wir nirgend einer planvollen Hofanlage. Die Häuser stehen durchweg unverbunden und vereinzelt da, den Giebel Façade bildend der

¹ v. Haxthausen, Die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreussen. Meitzen, Der Boden etc. 2, 141 f. Kolberg in *Materialy do etnografii slovianskiéy*. Serya III. Warschau 1867 (Kujawien). Serya V. Krakau 1871 (Umgegend von Krakau).

Strasse zugekehrt. Menschen und Thiere hausen unter demselben Dach, wenn auch in gesonderten Räumen. Doch zeigen die hinterpommerschen Häuser (Fig. 47—49) gegenüber den polnischen schon etwas entwickeltere Verhältnisse. Unter sich bieten sie einige wesentliche Varianten, die für uns Bedeutung gewinnen, so dass wir sie mit der Beschreibung Meitzens wiederholen müssen.

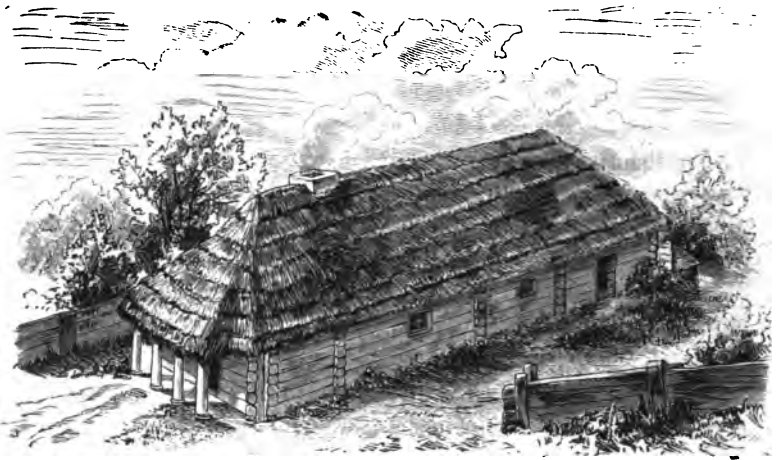


Fig. 47.



Fig. 48.

a ist die Strassenseite, b ein Vordach, c der Flur mit d Leiter auf den Boden, e das Gesindebett, f ein Stein zum Getreideschroten, g die Wohnstube, h der Backofen, i ein offener kaum 1 Fuss erhöhter Heerd zum Kochen und Ein-

heizen nebst einer Kappe, die auf das Holz l gestützt ist, k ein kleines, in der Höhe von 3 Fuss angebrachtes Sommerkamin, auf dem der Leuchtkien brennt, m der Nachofen, ein erhöhter Ruheplatz vor und über dem Backofen, n ein grosses, o kleines Bett, p Tisch und Bank, q Spülfass, r Spind, s Kammer, t Stall, u zwei mit Schoben eingedeckte, als Keller dienende Gruben.

In dem zweiten Exemplar (Fig. 49) ist die vordere Giebelseite zur Hälfte offen geblieben, die grosse Esse ist aus dem Wohnzimmer in den Flur hinausgeschoben, von dem bei i noch ein besonderer Nebenraum abgetheilt ist.

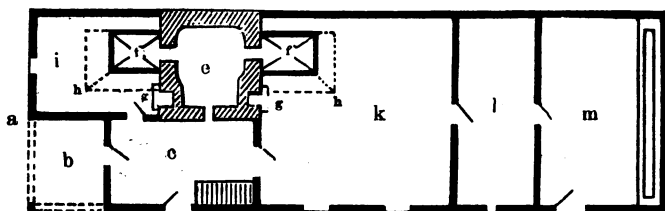


Fig. 49.

Auf dem Grundriss bezeichnet a die Strassenfront, b die Vorhalle, deren Dach an der offenen Ecke durch eine Säule gestützt wird, c den Flur, e die Esse, aus der die Öfen ff gefeuert werden, g g kleine Kamine zum Anzünden des Leuchtkiens, h h die Ofenbänke, i die Stube des Altsitzers, k die Wohnstube, l die Kammer, m einen Stall.

Unsere besondere Aufmerksamkeit nimmt der an der Stirne des Hauses gelegene Raum c in Anspruch. In Figur 48 ist er völlig geschlossen und mit Wänden umgeben, während er in Figur 49 zum Theil noch eine offene Vorhalle bildet. Ursprünglich wird er überhaupt nichts anderes gewesen sein als eine überdachte, vor dem Hause liegende Halle.

Dies erheben zu völliger Evidenz die eigentlich polnischen Häuser, die noch auf einer ursprünglicheren Stufe stehen geblieben sind, als die Typen aus Posen und Hinterpommern. In Figur 52 ist in der That die ganze auf Pilaren ruhende Vorhalle offen und ungetheilt, während sie in Figur 50 und

51 schon halbirt erscheint, so dass nur die vordere Hälfte als Eintrittshalle dient, während die hintere, ähnlich wie in Figur 49, in das Haus hineingezogen und in eine Kammer b umgewandelt ist. Beide Häuser haben ausserdem nur eine einzige Stube c, an die eine kleine Kammer d angestückt ist.



Fig. 50.

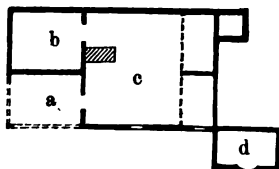


Fig. 51.

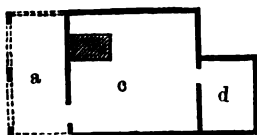


Fig. 52.

Welcher Bauweise gehören nun aber diese Häuser aus Hinterpommern und Polen an? Nach der slavischen Seite hin stehen sie völlig isolirt da, mit dem russischen Hause zeigen sie keinerlei Berührung. Dagegen sind die beiden letzten Formen durchaus identisch mit denjenigen, welche wir als die ältesten nordischen erkannt haben (Fig. 36 und 37).

Die Berührung zwischen beiden Typen geht sogar noch weiter. Das nordische und das ostdeutsche Haus zeigen nicht nur dieselbe Grund-

form, sondern beide haben auch noch ein Stück der nächsten, daran anknüpfenden Entwicklung gemeinsam durchgemacht.

Ursprünglich ist überall die ganze Vorhalle offen. Dann wird sie in Polen undinterpommern, wie in ganz Westnorwegen in der Mitte halbirt, so dass nur die eine auf Pilaren ruhende Ecke offen bleibt und als Eingang dient, während die andere mit festen Wänden umschlossen und zu einer Kammer umgewandelt wird. Schliesslich wird die Vorhalle im Norden wie auf dem Festlande vollständig in die Wände des Hauses hineingezogen.

Diese Uebereinstimmung ist sehr merkwürdig, und es lässt sich die Annahme kaum umgehen, dass hier wirklich ein alter Zusammenhang obwaltet zwischen der Bauart des Nordens und derjenigen unseres Ostens. Dieser Zusammenhang lässt sich historisch auch sehr wohl erklären, denn wir befinden uns hier zwischen Oder und Weichsel in demjenigen Gebiete, wo vor den Slaven die ostgermanischen oder vandilischen Stämme, die nächsten Verwandten der Skandinavier, wohnten. Ja, in dieser Gegend müssen die Nordländer einst selber gesessen haben, ehe sie sich an der Ostseeküste ausbreiteten und ihre neue Heimat besiedelten.

Dass das polnische Haus in seinem Ursprunge nicht slavisch, sondern germanisch ist, dürfte auch die Sprache erhärten. Zahlreiche Benennungen seiner wichtigsten Theile sind Lehnworte aus dem Deutschen. Die Namen der Vorhalle (polap, pulap, przylap) führt Jagić (Slavisches Archiv 2,213) unzweifelhaft richtig auf unsere 'Laube' zurück, wenn er auch die Art der Entlehnung noch unaufgeklärt lässt. Ganz offenbar deutsch sind ferner die Ausdrücke: belka, cwela, szahulce u. A.

Wenn wir heute das alte ostgermanische Haus in den polnischen Ansiedelungen am meisten verbreitet und am getreuesten bewahrt sehen, so ist das nur wiederum dieselbe Thatsache, als wenn gerade in den Wendendörfern das sächsische und das oberdeutsche Haus besonders regelmässig sich fortpflanzt. Ueberall haben die nachgewanderten Slaven die germanische Architektur einfach übernommen und so fortgeübt wie sie sie vorfanden.

Wir müssen aber noch an eine weitere Frage herantreten.

Es gewinnt nämlich den Anschein, als ob unsere Bau-

art nicht auf den Nordosten Deutschlands beschränkt ist, sondern sich noch von Oberschlesien über den Jablunka-Pass nach Ungarn hinüber und hier an der Südabdachung der Karpathen entlang bis an die Theissquellen hinzieht. Wir treffen deselbst sehr charakteristische Formen, die eingehende Nachforschungen dringend herausfordern.

Die heutigen Bewohner dieser Gegenden sind zum grossen Theil noch Deutsche. Sie gelten als Nachkommen der Kolonisten, die sich im zwölften und vielleicht schon im elften Jahrhundert hier ansiedelten. Der Hauptbestandtheil derselben kam, wie es scheint, aus Flandern und vom Niederrhein. Sie heissen in den späteren Urkunden 'Saxones', wie die Siebenbürger 'Sachsen'. Daneben aber werden auch Thüringer, Meissner u. A. genannt. Doch liegt die Geschichte dieser Kolonisation leider so sehr im Dunkeln, dass wir über Umfang und Art derselben kaum mehr als begründete Vermutungen hegen können.

Was nun die volkstümliche Bauart anbelangt, so finde ich in derselben noch keinen entscheidenden Hinweis auf Mittel- und Nordwest-Deutschland, wol aber manches Besondere und überdies einen unverkennbaren Zusammenhang mit der nördlich von den Karpathen vertretenen Architektur. Bestätigt sich der letztere, so bleibt nur die Annahme übrig, dass die zuwandernden Kolonisten bereits eine lokale Tradition vorfanden, die sie ihrerseits in einem noch festzustellenden Umfange weiter geübt haben. Eine solche Tradition kann aber nur eine germanische gewesen sein.

Wir wissen, dass ein grosser Theil der Vandilier Jahrhunderte lang im Süden der Karpathen und an den grossen zur Donau führenden Strömen gehaust hat. Diejenigen Stämme, die nicht am Nordrande des Gebirges entlang nach den Donaumündungen sich hinwendeten, stiegen über die Pässe in die Ebenen der mittleren Donau hinab und blieben Jahrhunderte lang der sesshafteste Bestandtheil der dortigen Bewohner. Im Norden der Theiss hatten Langobarden Sitze genommen und kriegten unter Anderen mit den jenseit des Stromes (zwischen Theiss, Donau und dem karpathischen Gebirgskranze) angesessenen Gepiden, deren König Fastida

gegen Ostrogota Klage führt: 'inclusum se montium asperitate, silvarumque densitate constrictum' (Jornandes, De bello Goth. c. 17). Ums Jahr 600 trifft der oströmische Feldherr Priscus an der Theiss drei Gepidendörfer, und noch der Salzburger Anonymus aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts weiss hier von zurückgebliebenen Gepiden (Zeuss, Die Deutschen S. 440 ff.). Die Vandalen sassen lange Zeit an der Marös und Körös, ehe sie plündernd gegen den Rhein aufbrachen. Die Germanen hatten damals schon eine ansehnliche Kultur hinter sich und konnten Kultur verbreiten, während alle die Völker, die im ersten Jahrtausend, von den Hunnen bis zu den Magyaren, die grosse Nomadenstrasse nördlich vom schwarzen Meer bis an die untere Donau kamen, nichts als Nomaden waren mit nomadischer Lebensweise, die als Jäger und Fischer in den Ebenen am Laufe der Flüsse entlang zogen. Wir brauchten uns mithin nicht zu wundern, wenn wir in den abgelegeneren Theilen Ungarns noch Nachwirkungen ostgermanischer Bauweise anträfen.

Ueber die Bauernhäuser freilich lässt sich im Augenblick noch wenig aussagen, da sie trotz ihrer Merkwürdigkeit fast gar nicht beschrieben sind.

Wieweit das Geidler Haus, das auf der Wiener Weltausstellung vertreten war und von Schröer im Katalog S. 16 f. erläutert ist, mit dem Kolonistenhause zusammenhängt, lässt sich vorläufig noch ebenso wenig ausmachen, als an welchen lokalen Typus es sich am nächsten anschliesst. Jedenfalls aber hat es eine lange Sondergeschichte gehabt und ist interessant genug, um unsere Aufmerksamkeit zu erregen.

In den Dörfern des ungarischen Berglandes liegen die Bauernhäuser vereinzelt da. Sie sind nicht mit einander verbunden, sondern jedes wird durch einen Zaun umhegt. Sie sind ganz von Holz und im Blockverbande errichtet, innen mit Lehm bestrichen. Sie erheben sich in zwei Stockwerken und haben ein hohes und sehr steiles Dach. Das Erdgeschoss ist abgetheilt in zwei Hauptabschnitte. An dem einen Giebelende liegt das Vorzimmer, 'Fürhaus' genannt, durch das man

eintritt, und gerade aus, der Eingangsthüre gegenüber, das 'Stübel', welches als Küche dient und den Heerd enthält. Einen Schornstein gibt es nicht, der Rauch zieht durch Thüre und Fenster ins Freie. Rechts neben dem Fürhaus und Stübel befindet sich die 'Stube', das eigentliche Wohnzimmer, der Hauptraum des Hauses. Hier steht ausser den Stühlen, dem Tische, dem zierlichen Wandschrank ('Almrei' aus lat. 'armarium') der riesige Kachelofen mit rings herumlaufendem Gestell zum Wäsche trocknen. Neben ihm ist noch ein kleiner Heerd (Kolofen) angebracht, auf dem an den Abenden das Feuer brennt, das zur Zimmerbeleuchtung dient.

Um das obere Stockwerk läuft aussen eine breite, hölzerne, durch Schnitzereien verzierte Gallerie herum, welche durch das überhängende, ungemein steile Dach geschützt wird. Sehr merkwürdig ist das Aussehen der einen Giebelseite, wo das Dach durch eine senkrecht aufsteigende, hie und da durchlöchernte Bretterwand unterbrochen und ersetzt wird. Nur unten ist ein schmaler Dachsaum und ganz oben am First ein seltsamer nasenartiger Vorsprung, das sogenannte Thürmel, zurück geblieben.

Ueber die entsprechenden ungarischen Constructionen an der oberen Theiss besitzen wir leider nur die andeutenden Bemerkungen von Franz Schulcz: 'An der Strasse zwischen Szathmár und Marmaros-Szigeth, ganz in der Nähe von letzterem Ort, steht eine ganze Gassenfronte Holzhäuser, welche ihrer Hauptanlage nach den Schweizerhäusern ähnlich sind; aber durch den Mangel jeder Farbe und durch das sehr steile Dach ist diesen Häusern, den flachgedeckten Schweizerhäusern gegenüber, ein ganz verschiedener Charakter gegeben. Der Bau entwickelt sich auf einem steinernen Ebenerdbau, welcher gewöhnlich als Keller benutzt wird. Ueber das Erdgeschoss ragt mit einer 3—5 Fuss ausladenden Gallerie der erste Stock, und über diesen oft ein zweiter Stock hervor. Auf viereckigen Holzsäulen, welche mit Knaggen versehen sind, entwickelt sich der meist mit Laden verschaltete Giebel. Am First ist dieser Giebel immer mit einem schön geschnitzten, achteckigen oder runden, vorladenden Schopf ver-

sehen, dessen Spitze mit einer sehr elegant geschnitzten Firstschopfstange geziert ist.¹

Die Bauart im deutschen Theil von Siebenbürgen scheint durchaus den fränkischen Charakter zu tragen, während die des benachbarten Szekler Landes einen ganz besonderen, altertümlicheren Typus zeigt. Das Szekler Bauernhaus hängt unzweifelhaft mit dem deutschen zusammen, wie schon das absolut germanische Einfahrtsthor auf der Abbildung von Schröer S. 25 zeigt. Hier wie in Polen sind auch eine ganze Reihe der wesentlichsten Hausbenennungen Lehnworte aus dem Deutschen: szoba Stube, ház Haus, pad althochdeutsch podam, gleichfalls Gebäude bezeichnend, ferner erkély Erker, kalyha Kachelofen (ahd. chachala), kohnya Küche, kert Garten, gárgya Zaun (got. gards).

Ueber die ungarische Architektur werden erst gründliche Untersuchungen, die uns das vollständige Material vorlegen, Klarheit verbreiten.

Ein helleres Licht fällt auf dieselbe jedoch jetzt schon durch die zahlreichen alten Holzkirchen, die wiederum einen engen Zusammenhang mit ostgermanischer Constructionsweise deutlich hervortreten lassen.

Diese Holzkirchen² haben schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit der Kunsthistoriker auf sich gelenkt, ohne dass es bisher gelungen wäre, ihre Entstehung und ihren historischen Zusammenhang genauer zu ermitteln. Was an ihnen zunächst auffiel, war ihre Aehnlichkeit mit den norwegischen (v. Wolfscron S. 89. Kanitz S. 25 f.). Bischof Haas sprach sich gegen diese Combination aus und stellte

¹ Mittheil. der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. 1866. S. 8 f.

² Schnaase, Geschichte der bildenden Künste IV, 2, S. 443. Eitelberger von Edelberg im Jahrbuch der k. k. Centralcommission 1856 S. 96 ff. v. Wolfscron in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission 3, 85 ff. Peter ebenda 17, S. XXXIX (aus Schlesien, Mähren, Galizien). Dr. Haas 11, 1 f. Schulcz 11, 7 ff. (aus dem Bisthum Szathmár) vgl. auch Kanitz 10, 25 ff. (aus der Moravaschlucht). — Erbkams Zeitschrift für Bauwesen 2, 212 und Atlas Blatt 44, ferner 6, 393 und Atlas Blatt 45. 46 (aus Oberschlesien). — Kugler, Geschichte der Baukunst 2, 531 ff. Lehfeldt, Die Holzbaukunst S. 209 ff.

ausserdem die magyarischen Kirchen seines Komitats als eine besondere Gruppe den mährischen und schlesischen gegenüber. Er neigte sich dahin, die Erbauung der ersteren wiederum den niederländischen Kolonisten zuzuschreiben.

Betrachten wir zunächst die ungarischen, die uns das alte Kirchlein von Vörösmart im Szathmarer Weingebirge veranschaulichen mag (Fig. 53).

Die Holzkirchen stehen beinahe ohne Ausnahme innerhalb eines Hofes. Dieser Friedhof wird mit keiner weiteren Mauer, sondern lediglich durch einen geflochtenen Holzzaun eingefasst. In der Mitte der Umzäunung erhebt sich die Kirche als massiver Blockbau. Das Fundament derselben bildet eine einfache Pfostenunterlage, auf der die Bodenschwellen ruhen. Ueber der zweiten Balkenlage liegt ein strickartig gewundenes Gesims. Etwas höher hinauf befinden sich in den Seitenwänden des Schiffes die meist niedrigen und oben spitz zulaufenden Fenster, die völlig stillos und wie aus der gemeinsten Wohnstube hergenommen erscheinen. Die Aussenwände erhalten keine weitere Bekleidung, weder durch Bretter noch durch Schindeln. Die oberen Balken, welche das Dach tragen helfen, kragen mit ihren geschnitzten Köpfen über einander vor. An der Stirnseite des Gebäudes befindet sich die in der Regel offene und auf Säulen ruhende, geräumige Vorhalle, durch die wir ins Innere eintreten. Ueber diesem Unterbau erhebt sich ein steiles, hohes Flugdach, das mit schuppenartigen Schindeln eingedeckt ist. Vorn über der Vorhalle wird dasselbe von einer Arkadenreihe durchbrochen. Ein überaus schlanker, spitzer Thurm ist als Dachreiter darauf gesetzt.

Die Einwohner halten zäh an diesen Kirchlein fest. Und wenn die ganze Gemeinde fortwandert, werden sie häufig abgebrochen und mitgenommen, um am neuen Ansiedelungsorte wieder aufgerichtet zu werden.

So seltsam nun auch diese Construction auf den ersten Anblick erscheinen mag, so leuchtet doch alsbald ein, dass sie in einem sehr nahen Zusammenhange mit dem gewöhnlichen Bauernhause steht. Nehmen wir unserer Kirche nur den Thurm und den Ausbau für die hintere Apsis fort, so



Fig. 53.

erhalten wir ein Haus von ganz entsprechender Physiognomie wie das auf unserem Bilde unmittelbar daneben stehende mit dem Ziehbrunnen. Noch augenscheinlicher wird diese Verwandtschaft, wenn wir unsere Kirchen mit dem Geidler Hause zusammenhalten, dem freilich die offene Vorhalle abgeht. Im Uebrigen erinnern Dach und Haus seltsam aneinander, und selbst die den Giebel durchbrechende Gallerie gemahnt an den Laubengang des Geidler Hauses. Auch die charakteristische,

vorspringende Dachnase, die unserer Kirche fehlt, findet sich an anderen ungarischen, wie an der von Nagyhegy (Mittheil. 11, 4).

Eine etwas veränderte Physiognomie tragen die Holzkirchen in Oberschlesien, die sich auf mehr als 200 belaufen (Luchs im Rubezahl 1871, Heft 3). Aber sie gehören, wie mir scheint, doch zweifellos mit den ungarischen in denselben grösseren Zusammenhang. Beide verhalten sich zu einander wie zwei selbständige Bearbeitungen eines gemeinsamen Originals.

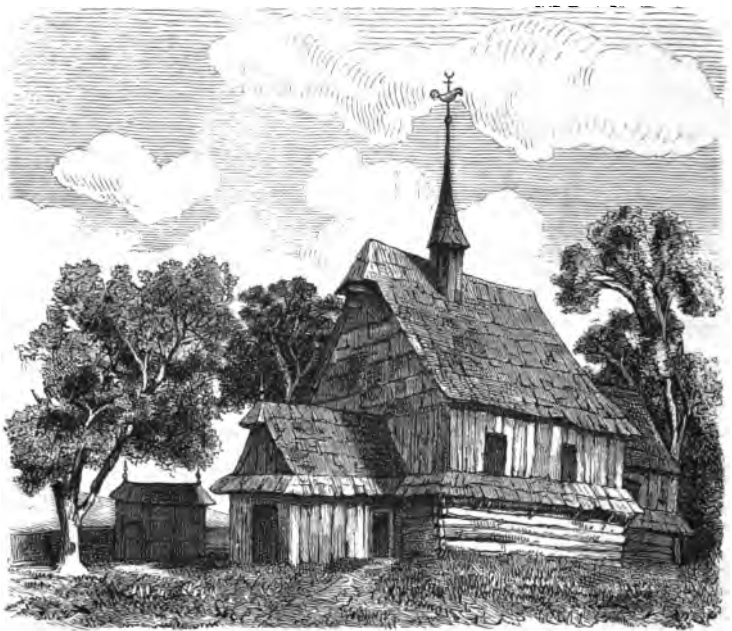


Fig. 54.

Ich wiederhole aus der Zeitschrift für Bauwesen hier die Abbildungen der Kirchen von Syrin (Figur 54) und von Lubom (Fig. 55), die etwa dem Jahre 1305 entstammen. Beide sind in germanischer Weise aus Eichenstämmen (im Blockverbande) gezimmert und gewähren nach der germani-

schen wie der ungarischen Seite hin mannigfache Berührungen.

Die Kirche von Syrin ist ein einfaches, hohes Haus mit einem Dachthürmchen nebst Wetterfahne, wie es gelegentlich auch wohl auf schlesischen und mitteldeutschen Häusern angebracht wird. Der Glockenthurm ist auf unserer Abbildung fortgeblieben, bei dem Original steht er frei daneben wie der von Lubom in Figur 56. Die Kirche hat keine breite, offene Vorhalle wie die ungarische, sondern anstatt deren ein kleines geschlossenes Vorhäuschen, wie es absolut entsprechend vor norwegischen Bauernhäusern (so in Gudbrandsdalen, vgl. Folkevenen 10, 192) sich findet. Kirche und Vorhäuschen zeigen ebenfalls die eigentümliche Dachnase, die uns schon im Süden der Karpathen als typisch entgegentrat. Wie beim Geidler Hause wird die Bretterverschalung am Giebel auch hier durch ein kleines unteres Schutzdach abgeschlossen.

Das Thor, durch welches man in den Hof hineintritt, ist ein zweifellos germanisches: genau dieselbe Construction mit dem hohen doppelflügligen Thorweg und der niederen Pforte daneben lässt sich von der Nordsee (Allmers S. 286 am Altländer Bauernhaus) bis zu den Szekler Bergen (Schröer S. 25) nachweisen.

Das Bild eines wirklichen Hofes tritt uns in Figur 55 entgegen. Die Kirche von Lubom steht inmitten eines, von einem Bretterzaun umgebenen, runden Platzes, der wiederum durch ein einfaches, bei den Germanen vielfach nachweisbares Thorgestell zugänglich ist.

Die Kirche selbst ist ringsum mit Schutzdächern umgeben. Vor jedem Eingang steht ein kleines Vorhäuschen, ausserdem noch an der Vorderseite ein höherer Vorbau. Der Hauptbau mit seinem hohen steilen Dach gleicht durchaus demjenigen von Syrin, und wenn uns hier am bretterverschalteten Giebel die bekannten Dachnasen fehlen, so werden sie doch auch in dieser Gegend als volkstümlich durch die in der Nähe stehenden Bauernhäuser garantirt.

Der hohe Glockenthurm steht frei neben dem eigentlichen Kirchenhause, ebenso wie bei der Kirche von Syrin, bei

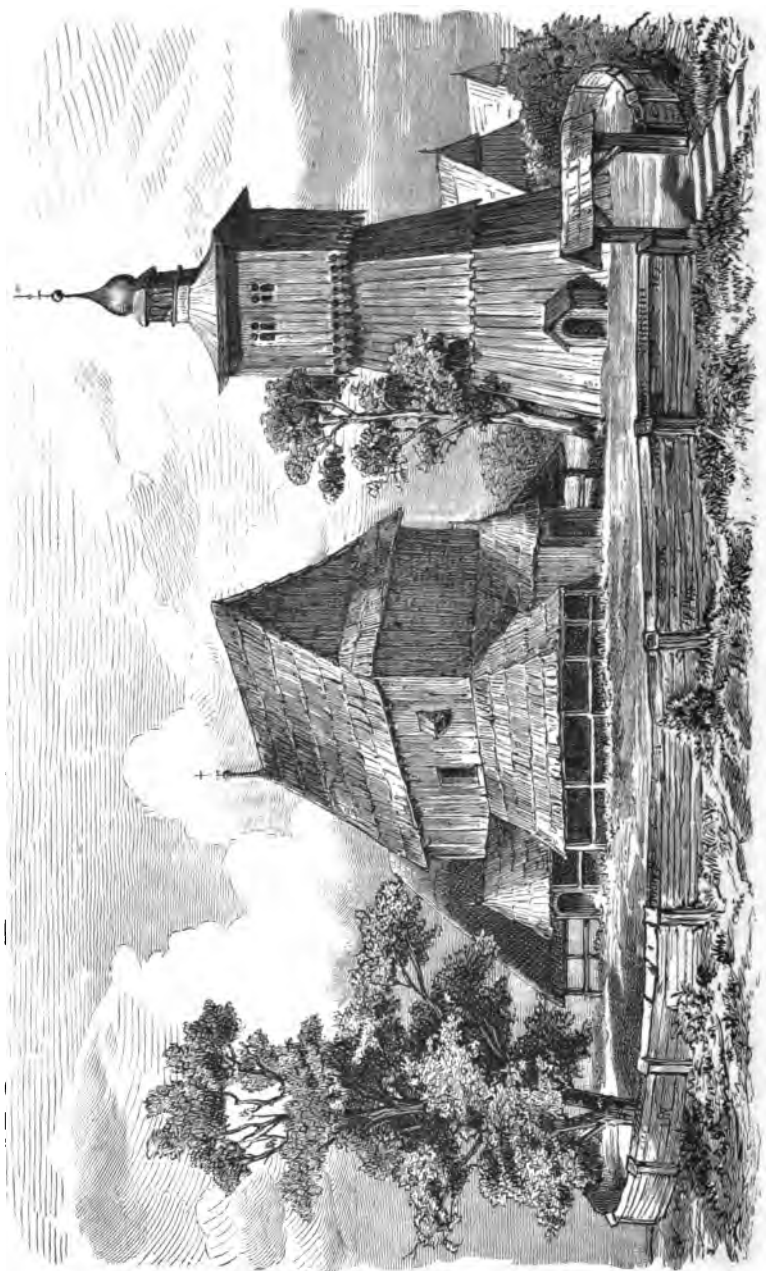


Fig. 55.

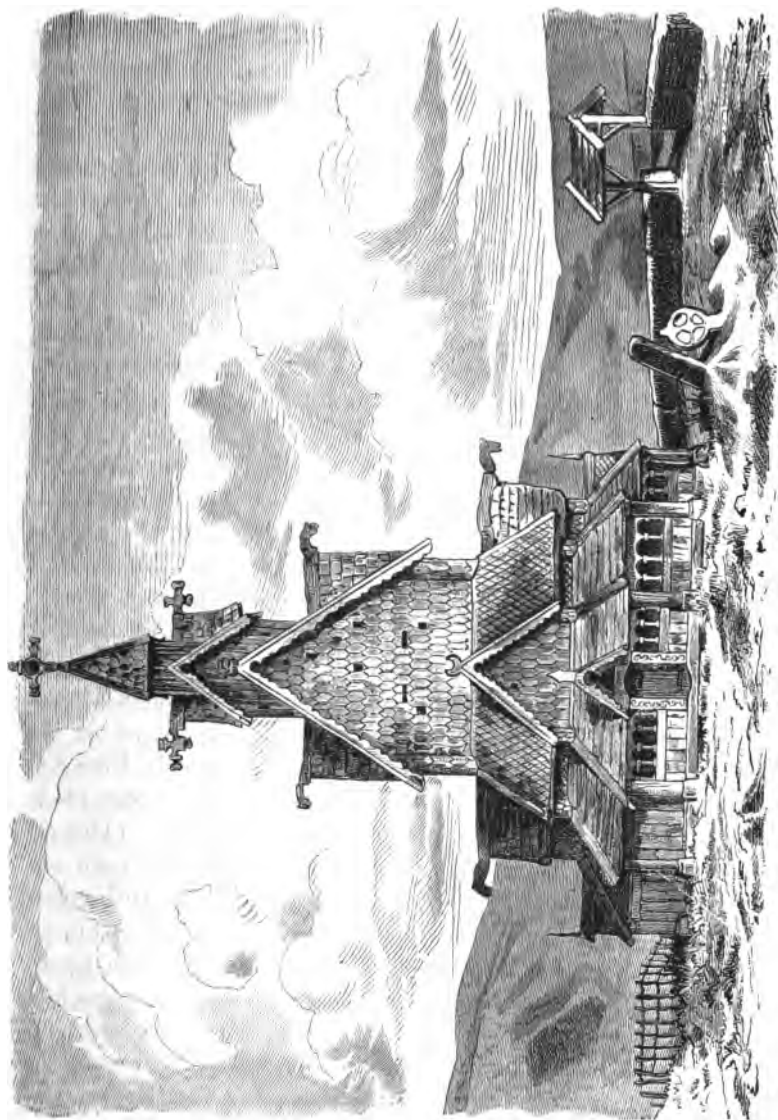


Fig. 56.

der magyarischen zu Nyrbátor (Mittheil. 11, 6) und wie überall in ältester Zeit. Auf dem hohen Untergestell sitzt ein vier-eckiger, kastenartiger Aufsatz, dessen untere Schnitzereien fransenartig herabhängen. Mit Ausnahme der Thurmspitze kehrt er in Ungarn wie in Schlesien in überraschend ähnlicher Gestalt wieder; und auch noch die freistehenden norwegischen Glockenthürme, wie der von Borgund, berühren sich mit den unseren unverkennbar. Im weiteren Verlaufe ist dieser Glockenkasten dann überall auf die Kirche selbst gesetzt worden, und zwar entweder als Dachreiter auf das Hauptgebäude, oder als Thurm über die Vorhalle. In Fig. 53 ist das erstere der Fall, aber wir erkennen denselben Glockenkasten auch so noch, besonders in seinen Bretterverzierungen wieder. In Norddeutschland hat gewöhnlich das letztere stattgefunden.

Diese germanischen Kirchen- und Hausthürme verdienen eine eingehende Untersuchung. Wie weit bei ihnen fremdländische Beeinflussung im Spiele gewesen, mag hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls haben sie aber in Deutschland noch eine eigene Geschichte, welche der lokalen Formentwicklung den freiesten Spielraum gelassen hat. Ueberdies liegen bereits alte nationale Traditionen vor. Die Priesterin Veleda wohnte nach Tacitus Histor. IV, 65 in einem Thurm (*'ipsa edita in turre'*), von dem wir nicht wissen, ob er zu einem Hause gehörte, oder ob er für sich allein stand. Eine Art Thurm war auch das Bethaus des Severinus bei Passau im 5. Jahrhundert (S. 6). Das gotische *'kelikn'* das *πύργος* (Thurm) und *ἀνάγαιον* (Obergemach) übersetzt, ist vorläufig noch ein Wort von unenträtselbarer Herkunft, dessen eigentliche Bedeutung uns nordische Constructionen vielleicht noch aufklären helfen. Auch der mittelalterliche Berofrit scheint an ältere volkstümliche Traditionen anzuknüpfen; die norwegischen Barfrø-Stuben (bei Eilert Sundt S. 217) finden in Deutschland vom Rhein bis nach Schlesien hin sehr nahe Verwandte in den stockhohen, über der Vorhalle gelegenen 'Lauben', welche in den Bauernhäusern als Fremdenzimmer oder als Wochenstube der Hausfrau dienen. Eine wie lange Sondergeschichte aber die Kirchen-, Haus-, und Erkerthürme in Deutschland

hinter sich haben, lehren wol am besten die süddeutschen Typen, die landschaftlich fast in derselben Masse wechseln, wie die Bauernhäuser selber.

Die Kirche von Lubom legt uns nun auch die Vergleichung der norwegischen¹ und der ostdeutschen Holzkirchen besonders nahe. Sie gehören zweifellos in dieselbe Tradition der Hallenbauten. Die norwegischen Holzkirchen haben freilich für den ersten Anblick etwas ungemein Verwirrendes, was auf der Einzelbelebung und Gestaltung aller kleinsten Abschnitte beruht. Aber sobald sich unser Auge nur an die vorhandenen Grundverhältnisse gewöhnt hat, kann die Analogie kaum schlagender gedacht werden. So betrachtet erscheint die schlesische Kirche wie die Vorbedingung und die Grundlage der nordischen, die den überkommenen Grundbestand in eigener Weise verarbeitet und dem Klima angepasst hat.

Die norwegische Hallenkirche von Hitterdalen, die unsere Figur 56 von der Westseite aus darstellt, steht in ganz entsprechender Weise innerhalb ihres Hofes da wie die schlesische. Die beiden Thore sehen sich so ähnlich wie ein Bruder dem anderen.

Auch die norwegische Kirche war einst mit Seiten- und Schutzdächern umgeben wie die schlesische, nur sind bei ihr die offenen Hallen unter dem Einfluss des Klimas ebenso mit festen Wänden bekleidet worden, wie es mit den Vorhallen des Bauernhauses geschah. Vor den Eingängen stehen überall, hier wie dort, kleine Vorhäuschen, vorne mit spitzem Dachgiebel.

Aber man blieb im Norden nicht bei diesen einfachen Veränderungen stehen, sondern man führte die architektonische Gliederung, die sich unten ganz von selber ergeben hatte, symmetrisch nach oben hin weiter. So wiederholte man die Schutzdächer und die vorspringenden, spitzen Dachgiebel in staffelartig zurücktretenden Absätzen mehrfach über einander. Dadurch hat der Bau erst das complicirte Aussehen erhalten,

¹ Dahl, Denkmale einer ausgebildeten Holzbaukunst 1837. v. Minutoli, Der Dom zu Drontheim 1863. Nicolaysen, Mindesmerker af Middelalderens Kunst. Christiania 1855.

das ihm ursprünglich durchaus nicht eignete. Wie einfach und durchsichtig dennoch die ganze Anlage geblieben ist, zeigt uns der zu Figur 56 gehörige Grundriss Fig. 57, der die Verhältnisse des inneren und äusseren Baues völlig deutlich erkennen lässt.

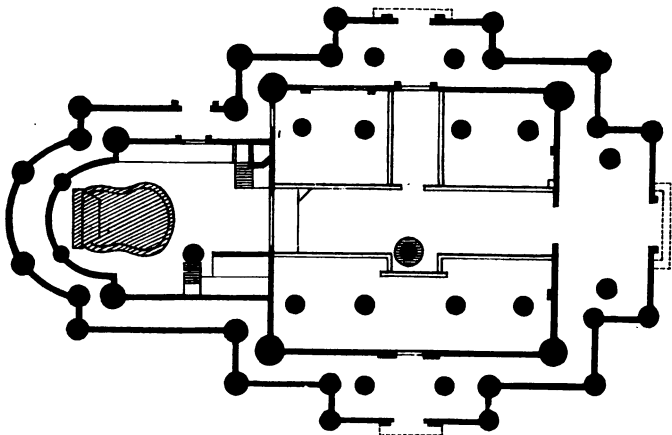


Fig. 57.

Die nordischen Kirchen als Nachbildungen der alten Hallenbauten zu betrachten, hat man sich schon länger gewöhnt. Indess nicht ohne Widerspruch. So hat Nicolaysen (*Nordisk Universitæts Tidskrift* 1856, S. 191 ff.) sie auf die altchristlichen Basiliken zurückzuführen gesucht, was die innere, dem Ritus angepasste Raumeintheilung auch durchaus gestattet. Allein schon Kugler, *Geschichte der Baukunst* 2, 568 ff. hat sich dagegen ausgesprochen, und nachher sind besonders von Hannibal Hoff S. 55 ff. nochmals alle Argumente erörtert, welche den nationalen Charakter derselben schützen müssen: die cräumige Vorhalle, die herumlaufenden Gallerien, die Holzarchitektur, die besondere Dachconstruction, die Langbänke an den Wänden u. A. Dasselbe darf auch für die ostdeutschen Kirchen gelten. Die althergebrachte national-germanische Halle entsprach durchaus den Anforderungen, die der älteste christliche Kultus an die Räumlichkeiten und die Einrichtung

einer Kirche stellte, deshalb konnte sie mit geringen Modificationen auch einfach beibehalten werden. Ja wo auch noch die Apsis fehlt, was öfter der Fall ist, verschwinden die Unterschiede zwischen beiden Anlagen vollends.

Aehnlich wie jetzt diese Kirchen, hochgezimmert und weithin sichtbar, innerhalb ihres Hofes und der herumlaufenden Umzäunung mit dem alten Eingangsthore dastehen, lagen auch schon die alten heidnischen Hallen und Tempelhöfe da.

Damit ist uns aufs Neue der Zusammenhang zwischen dem Norden und dem deutschen Osten nahe gerückt, deren Kombination uns in so alte Verhältnisse hineinschauen lässt, wie wenig andere, noch vorhandene Thatsachen unserer nationalen Kultur.

Aus den altgermanischen Traditionen, die wir in dieser Gegend noch wieder aufnehmen können, ersehen wir zugleich, dass die Slaven, welche nach der Völkerwanderung in die alten Sitze der vandilischen Stämme eingedrungen sind, die frühere Kultur hier nicht so völlig aufgehoben haben, wie man wol allgemein anzunehmen pflegt. In Bezug auf die volkstümliche Bauart sind sie wenigstens eher ein conservirendes als ein zerstörendes Element gewesen. Durch sie sind uns Typen von hoher Ursprünglichkeit bewahrt, die uns ohne sie gewiss verloren wären. Wieweit diese Beobachtung auch für andere Gebiete zutrifft, bleibt noch zu erforschen.

ACHTES KAPITEL.

DAS ARISCHE HAUS.

Wie sehr die vorgeführten Thatsachen der germanischen Architektur noch der Vervollständigung bedürfen, fühle ich selbst am besten. Aber die mitgetheilten Grundzüge dürften wol feststehen.

Es leuchtet nun auch ein, dass sämtliche Typen berücksichtigt werden müssen, wenn wir an die Frage herantreten sollen, an der man in der Regel stillschweigend vorübergegangen: welcher dieser Stile denn der ursprüngliche sei, und wie die anderen sich aus ihm entwickelt haben. Es ist überaus schwierig, diese Frage aufzuklären, wenn nicht für die ganze Untersuchung schon ein verhältnissmässig sicherer Ausgangspunkt gewonnen ist.

Dazu wird es nötig, die älteste Architektur auch der übrigen arischen Stämme zu durchmustern, um zu prüfen, ob sich vielleicht aus der Uebereinstimmung derselben ein gemeinsamer Urtypus erkennen lässt. Denn wie weit wir mit den heutigen Bauernhäusern zurückrechnen dürfen, ergab sich vorhin bei der Betrachtung des ostgermanischen Stiles, den Skandinavier und Vandilier schon gemeinsam übten, als sie noch auf dem deutschen Festlande beisammen sassen.

Ueber das altkeltische Haus besitzen wir nur dürftige Notizen. Die alten Belgen wohnten nach Strabo IV, 4, 3 in grossen Häusern aus Brettern und Flechtwerk mit hohem, spitz zulaufendem Giebeldach. Aehnlich berichtet Jornandes c. 2 von den Britten: *virgeas habitant casas, communia tecta*

cum pecore'. Eine wirkliche Vorstellung erhalten wir durch diese Angaben nicht. Und auch über das moderne Bauernhaus kann ich vorläufig nur constatiren, dass es im Laufe der Zeit ein dem fränkischen ziemlich entsprechendes Aussehen angenommen hat. Wenigstens ist dieser Typus in Irland sehr geläufig.

Die denkbar primitivsten Verhältnisse müssen noch bis vor unlange Zeit in Litthauen und Russland geherrscht haben. Einen Begriff der Zustände, die dort noch im 16. Jahrhundert vorhanden waren, gibt uns Bruin in seiner Beschreibung des damaligen Wilna¹. Eine sorgfältigere Bauweise war nur in den von fremden Kaufleuten angelegten Stadttheilen vertreten. Im Uebrigen war es ein Ort, 'darinnen unzählig viel kleiner Häusslein, welche all ohn Kiesung und Vorteil, ohn alle Ordnung der Gassen, nur nach Willen und Gutdünken desselben groben und wilden Volks, ohn alles Gefähr, wie es das Glück gefügt hat, stracks dahin aufgeworfen oder gesät scheinen. Denn bisweilen bringen sie diese ihre Hüttlein, welche von etlichen dünnen Balken ganz schlecht und ohn alle Kunst zusammengefügt sind, herzu und setzen sie ohn allen Unterscheit wo es ihnen nur beliebt. Es sind Häuser voll Rauch, weil sie ohne Schornstein sind. Es kommt oft, dass die Eltern mit ihren Kindern samt den Rindern und Vieh in einem stinkenden Gemach am Feuer bei einander wohnen, ja dass auch die Hausmutter in ihrem Kindbett auf einer harten Bank darbei liegt Man braucht keine Betten in dieser Stadt, ja man hält für ein Laster, weich zu liegen. Es ist viel, wenn die Reichen solche Bänke haben, die nur mit einer Bärenhaut überzogen sind'. Auch in ihren sonstigen Gewohnheiten zeichneten sich die Adligen vor dem Volke durch Nichts aus, als durch ihre prächtige Kleidung.

Nicht viel besser kann es damals in Moskau ausgesehen haben (Bruin II, S. 47), wo es ausser den Kirchen nur eine Unzahl kleiner Holzhäuschen (41,500) gab, die zeilenartig an einander gereiht waren.

¹ G. Bruin, *Civitates orbis terrarum* (1572) III, S. 59.



Einige ältere Benennungen des slavischen Hauses und seiner Theile verzeichnet Gregor Krek, Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte 1, S. 44. Historische Zeugnisse fehlen uns auch hier fast gänzlich. Doch weiss Procopius, dass die Slaven zerstreut in ihren Ansiedelungen wohnten (Bell. Goth. III, 14 *ὅτι σποράδην διεσκηνημένοι τὴν χώραν οἰκοῦσι*), und Mauricius Strategicus liefert in seinen, ums Jahr 600 verfassten, zwölf Büchern über die Kriegskunst einige allgemeinere Züge. In dem Abschnitt: 'Wie man mit Slaven und Anten und ähnlichen Völkern Krieg führen soll' (Lib. XI, c. 5 p. 272) widmet er den Donauslaven eine ausführlichere Schilderung: 'Die slavischen und die antischen Völker haben die gleiche Lebensweise, die gleichen Sitten und Gebräuche. Sie ertragen leicht Hitze und Kälte und Nacktheit des Körpers und Nahrungsmangel. Sie haben Ueberfluss an Vieh und Feldfrüchten, die sie in Haufen aufbewahren, vorzüglich an Hirse und Fenich. In Wäldern, in Flüssen und Sümpfen und Seen, die nicht leicht zugänglich sind, wohnen sie und machen die Ausgänge der Wohnungen vielfach (*πολυσχεδίς*) wegen der Zufälle, die ihnen begegnen können. Ihre notwendigen Sachen häufen sie im Verborgenen auf und haben nichts Ueberflüssiges im Besitz. Sie führen ein Räuberleben und lieben, in den waldigen und engen und steilen Orten mit ihren Feinden zu kämpfen. Sie üben sich mit Fleiss auf Hinterhalte und plötzliche Ueberfälle und Raub, und führen das bei Tag und Nacht in vielfacher Weise aus. Sie verstehen auch über Flüsse zu setzen vor allen Menschen und halten trefflich aus im Wasser, so dass manchmal einige von ihnen, während sie im eigenen Hause sich aufhalten, wenn sie ein Zufall überrascht, in die Tiefe des Wassers tauchen, wo sie durch lange hohle Rohre, die aus der Oberfläche des Wassers herausragen, rücklings in der Tiefe liegend Athem schöpfen'.

In den folgenden Jahrhunderten ist sodann germanische Bauweise in vielen Gegenden Russlands zu einer so grossen Herrschaft gelangt, wie in keinem anderen Nachbarreiche. Zunächst scheint während der Zeit der Wäringzüge skandinavischer Einfluss massgebend gewesen zu sein.

Die Nordländer, welche damals hier als die Herrscher auftraten und den Russen ihre Könige lieferten, werden auch eine vollkommenere Bauart eingeführt haben.

Und fünf Jahrhunderte später war es wiederum der deutsche Bauer, der als Kolonist nach Polen und tief nach Russland hinein vordrang, der mit der deutschen Ackerwirtschaft auch das deutsche Haus hier heimisch machte. So kommt es, dass wir gelegentlich im Herzen von Russland fast ursprünglichere Typen deutscher Bauernhöfe antreffen, wie heut zu Tage in Deutschland selber. Im Buch für Alle 1880, S. 508 ist ein Bauernhof aus der Nähe von Nischney-Nowgorod abgebildet, der dem fränkischen so ähnlich sieht wie nur denkbar, wenn auch die zierliche Holzarchitektur des Blockverbandes mehr der slavisch-nordischen als der oberdeutschen Tradition angehören mag. Auch hier erblicken wir neben dem hohen, überdachten Einfahrtsthor die niedere Pforte, auch hier das hohe steile Dach mit den Pferdeköpfen am Giebel, auch hier dieselbe Lagerung der Gebäude um den inneren Hofraum herum. Diese Anlage scheint auch sonst recht verbreitet zu sein, und selbst noch im Ural soll sie sich finden.

Es wäre sehr wichtig, die bäuerliche Architektur Russlands auf ihre Vorbilder und ihren nationalen Gehalt hin genauer zu untersuchen. Eigenes und Fremdes scheint hier sehr stark sich zu mischen. Wenn wir die Abbildungen bei v. Haxthausen betrachten, so ist es sehr merkwürdig, wie genau oft die russischen Typen zu den uns bekannten oder zu älteren, erschliessbaren Formen des oberdeutschen Hauses stimmen.

Ueber die specielle Erscheinung des russischen Hauses merke ich nur noch an, dass es in seinen einfachsten Vertretern ebenso aus Holz, und zwar im Blockverbande, gezimmert und mit Stroh gedeckt ist, wie das deutsche (v. Haxthausen, Studien 1, 17. 49). Das grossrussische kehrt seinen Giebel mit den Wohnräumen der Strasse zu, während das kleinrussische vielfach, wie das mitteldeutsche, mit der Breitseite daran liegt. Der Hauseingang befindet sich bei ersterem im Hofe. An der ganzen Langseite des Hauses zieht sich hier oft ein bedeckter Vorplatz hin, welcher natürlich die

Stube stark verdunkelt. Es ist dies eine ganz entsprechende Einrichtung, wie diejenige, die wir in Gudbrandsdalen kennen gelernt haben. Sie muss in eine Zeit zurückreichen, wo der innere Wohnraum wesentlich noch durch eine Dachöffnung sein Licht erhielt.

Die nationale Hofanlage ist in Grossrussland eine andere wie in Kleinrussland. Auf der einen Seite des grossrussischen Hofes steht das Wohnhaus, auf der andern noch ein zweites, ihm paralleles Haus oder eine Scheune. Zwischen beiden liegt der Hof, der vorne durch einen Bretterzaun mit dem Einfahrtsthor von der Strasse getrennt wird. An der Rückseite des Hofes liegt kein schliessendes Quergebäude, vielmehr stehen alle weiteren Häuser separirt in der Verlängerung der beiden vorderen. So liegen alle, den oblongen Hof an zwei Seiten begrenzend, in Linie hinter einander. Aehnlich wie bei den Grossrussen stehen auch bei den Bulgaren und Serben die Häuser einander gegenüber. Das kleinrussische Gehöft hat eine mehr viereckige Form. Es ist in der Regel gleich breit wie lang. Innerhalb der Umfriedung liegen die Wirtschaftsgebäude völlig unregelmässig da, so dass von einer planvollen Anlage nicht die Rede sein kann (v. Haxthausen 2, 158 ff.).

Während wir hoffen dürfen, dass für die keltischen und slavischen Gebiete das vorhandene Material uns noch genauere Kenntniss bringen wird, ist dies bei der Privatarchitektur der antiken Welt kaum zu erwarten (vgl. die Litteratur bei Nissen S. 593). Das uns fast ausschliesslich bekannte Haus der späteren Zeit wird nicht nur durch eine vorausgegangene, hohe Blüte der nationalen Kultur, sondern auch durch fremdartige Einflüsse von schwer abzuschätzender Dimension von seinen Anfängen getrennt.

Nissen nimmt zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen das antike Bauernhaus, oder vielmehr das pergamenische Bauernhaus aus der Zeit des Galenus, denn von letzterem allein haben wir eine hinreichende Kenntniss. So gewinnt seine Darstellung zwar sehr an Anschaulichkeit, aber sie verliert dafür an Objectivität, denn jenes vollständige Bild, das als die ursprüngliche Form vorangestellt wird, schiebt sich ihm

fortwährend auch da unter, wo er in weitvorausliegenden Zeiträumen die Lücken unserer Kenntniss auszufüllen sucht. Ich glaube, dass wir auf historischem Wege zu einem anderen Resultate gelangen werden.

Den ersten Rang unter den Zeugnissen über das altgriechische Haus nehmen die homerischen Lieder ein.

Wir sehen aus ihnen, dass Einwirkungen phönizischer Technik schon vorhanden sind, noch ehe der erste Lichtstrahl die griechische Kultur erhellt. Der Name der Säule, dieses wichtigsten Factors der griechischen Baukunst, *κίον*, ist ein phönizisches Lehnwort. Wir sehen, dass der begüterte Familienvater in der Regel nicht mehr sein eigener Baumeister ist: wie den Seher, den Arzt und den göttlichen Sänger beruft man auch den *τέκτονα δούρων* von weither als einen dem Gemeinwohl nützlichen Mann (Od. 17, 383 ff.). Daneben baute sich aber Odysseus noch selber um den mächtigen Oelbaum herum seinen Schlafsaal mit dem kunstvoll in den Stamm eingefügten Bett (Od. 23, 190 ff.). Und auch sonst pflanzen sich die alten Traditionen fort, lassen die Wohnungen der Anakten wie die Hütte des Hirten noch den alten nationalen Charakter erkennen. Ich versuche, die in Betracht kommenden Grundzüge zusammenzufassen.

Die Gebäude eines Haushaltes werden, wie bei den Germanen, Slaven und Indern, ringsum durch eine Umzäunung eingehegt. Den Hof des Eumaios umzieht ein selbstgeschichteter Steinwall mit darauf gepflanztem Hagedorn (Od. 14, 5 ff.), das aus Holz gezimmerte, mit Schilf bedeckte Zelt des Achilleus eine Verpfählung mit mächtigem Thore (Il. 24, 448), den Palast des Amyntor (Il. 9, 472), wie den des Odysseus (Od. 17, 266 ff., 16, 341) eine feste Mauer. Am Eingange desselben liegt eine breite Lichthalle (*αἶθρονα*), die wol an den Seiten geschlossen ist, da sie die weithin tönende (*ἐκιδωνος*) genannt wird. Unter ihr hängen, wie unter den Thorgestellen deutscher Bauernhäuser, allerlei Gerätschaften (ein Segeltau Od. 21, 390), unter ihr hat das Schlachtvieh seinen Standort. Innerhalb des Hofes selbst, in dem Bäume wachsen und friedliches Gras keimt (Od. 23, 190. 20, 164), liegen ausser dem Hauptgebäude mancherlei Nebenwohnungen.

Einesolche war der festgegründete Schlafthalamos des Odysseus, der aus Steinen rings um den Baum geschichtet, mit sicherer Thüre und eigenem Dach versehen war. Auch Nausikaa hatte ihren eigenen *θάλαμος* mit besonderer Feuerstätte (Od. 6, 15. 7, 7), wie Amyntor den seinen. Ställe mit Maulthieren, Rindern u.s.f. werden ganz in der Nähe des Herrenhauses erwähnt, wenn auch wol nirgend 'in unmittelbarer Verbindung' mit ihm. Im Hofe des Odysseus stehen besonders viele Gebäude, ein Haus dicht beim andern (*ἐξ ἑτέρων ἑτέρ' ἐστίν* Od. 17, 264): ob sie aber nach irgend einem Principe gruppiert waren, müssen wir geschweigen. Denn diejenigen, die in ihnen drei hintereinanderliegende Hauptabtheilungen nach Art eines pompejanischen Palastes suchen, können sich ebenso wenig auf ein sicheres Argument stützen wie Nissen, der nach Analogie des pergamenischen und sächsischen Bauernhauses auch diesem Hofe zwei entsprechende Abschnitte, einen vorderen Wirtschaftshof und eine hintere Wohnanlage, vindicirt. Will man für jene Zeit noch alte nationale Traditionen gelten lassen, und Nichts spricht dagegen, so dürfen wir vielmehr eine der urgermanischen und südslavischen entsprechende Anlage erwarten. Auch hier lagen wol die einzelnen Häuser innerhalb des Hofes völlig unregelmässig da, wo sie Zufall und Bedürfniss hingestellt hatten. Wie daraus das, wie es scheint, schon im Palast des Priamos vorgebildete Peristyl entstanden, bleibe dahingestellt, aber den Ansichten von Eys (Hist. Taschenbuch. 1868. S. 291) und Nissens (S. 619) gegenüber wird vielleicht eher an orientalische Beeinflussung zu denken sein.

Ueber das eigentliche Wohnhaus lässt sich nicht viel mehr als Folgendes ausmachen. Vorn am Giebel liegt ein halboffener Vorraum (*πρόδομος*), der dem Hofe zugekehrt ist. Vor ihm steigen die Gäste ab, durch ihn treten sie ins Haus. Hier sitzt Eumaios, seine Sandalen flickend und zugleich den Hof im Auge behaltend, als Odysseus ihn trifft (Od. 14, 5 f.). Im Hause des Amyntor brennt *ἐν προδόμῳ, πρόσθεν θαλάμοιο θυράων* neun Nächte lang das Feuer, bei dem die Hüter des Phoinix wachen (Il. 9, 470), hier *ἐν προδόμῳ δόμον* schläft Priamos die Nacht bei Achilleus (Il. 24, 673), und so fast regelmässig die Gäste in fremder Be-

hausung. Dieser Platz muss dem entsprechend ziemlich geräumig, auch oben bedeckt und mit Seitenwänden versehen gewesen sein. Ursprünglich war er, wie wir annehmen dürfen, Nichts als die unter dem vorspringenden, durch Säulen gestützten Dache befindliche Vorhalle des Hauses.

Durch den Prodomos treten wir in das Hauptgemach, *μέγαρον* 'das Grosse' oder *μέλαθρον* 'das Schwarze', Atrium. Letztere Benennung wird noch mit besonders feierlichem Nachdruck gebraucht (Od. 18, 150. Il. 2, 414. 9, 204. 640). Das Megaron ist völlig geschlossen, denn es heisst das schattige, im Gegensatz zur luftigen Halle. Die Wohnung des kleinen Mannes bestand ausser dem Vorhaus gewiss nur aus diesem einzigen, ungetheilten Raum. Hier wenigstens bereitet Eumaios seine Speisen, hier sitzt er mit seinen Gästen am Heerd, hier schläft Odysseus Nachts mit den Knechten am Feuer.

Geräumiger natürlich waren die Herrenhäuser der Anakten. Gleichwol bleibt auch in ihnen das hinter dem Prodomos gelegene Megaron der eigentliche Hauptraum, der Mittelpunkt des geselligen Treibens wie des intimsten Familienlebens. Hier trifft Odysseus die Phäaken beim Mahle und unter ihnen die nach alter Sitte am Heerde sitzende Königin (Od. 7, 135), hier in seinem Hause die schmausenden Freier. Und nachdem Abends die Freier zur Ruhe gegangen, kommt auch Penelope zur Unterredung mit dem Gaste hierher aus ihrer Kammer. Die Mägde stellen ihr den Sessel ans Feuer, bei dem auch Odysseus sitzt und von Eurykleia sich baden lässt (Od. 19, 53 ff.). An der nämlichen Stelle findet später die Erkennung zwischen den Gatten statt.

Der Raum ist ganz so eingerichtet, wie eine altgermanische Halle. An den Wänden entlang sind die Sitzreihen angebracht (Od. 7, 95). Die Diele besteht aus festgestampfter Erde (Od. 21, 120 f.). Wo der Heerd zur Erwärmung und Beleuchtung nicht ausreicht, werden am Abend noch besondere Feuergeschirre auf den Boden gestellt, auf denen gespaltene Holzscheite brennen, die fortwährend erneuert werden (Od. 18, 306 ff.). Die alte ausgebrannte Glut wird einfach auf den Boden geschüttet (Od. 19, 63). Den Schmuck der Wände bilden aufgehängte Schwerter, Schilde und

Lanzen, in denen der rote Schein der Flammen sich spiegelt. Der Dampf überzieht die Waffen, Wände und fichtenen Balken (Od. 19, 38) des hochgegiebelten Daches mit schwarzem Russ. Eine Oeffnung im First mag als Rauchabzug und Lichtquelle gedient haben, wie noch im Palast des Perdikkas (Herodot VIII, 37) und wie in der altgermanischen Halle.

Dem Eingange gegenüber liegt am innersten Ende des Megaron (ἐς μυχὸν ἐξ οὐδοῦ Od. 7, 87. 96) der oft erwähnte *μυχός*, der als ein besonderer 'Winkel' dem Hausherrn vorbehalten war. In ihm ruht Achilleus an der Seite der Briseis (Il. 24, 675 f.), in ihm haben Nestor (Od. 3, 402) und Menelaus (Od. 4, 304) ihr Ehelager. Er steht in engem Zusammenhange mit den *ῥῶγες* und *μεσόδμου* (von *μεσόδμη* 'Zwischenbau'), deren Bedeutung viel bestritten ist. Doch wird die Auffassung von Rumpf wol das Richtige treffen, der sie als eine Art von Hängeboden auffasst, wie sie im Orient, in Hellas und Italien noch heute gebräuchlich ist. Er bezieht sich dabei auf eine sehr zutreffende Schilderung Couriers von dessen Aufenthalt in einem Calabrischen Hause: 'Le souper fini on nous laisse; nos hôtes couchaient en bas, nous dans la chambre haute où nous avions mangé. Une soupente, élevé de sept à huit pieds, où l'on montait par une échelle, c'était là le coucher que nous attendait, espèce de nid, dans lequel on s'introduisait en rampant sous des solives chargées de provisions pour toute l'année'. Es ist ganz dieselbe Einrichtung, die wir schon in Gudbrandsdalen und Osterdalen kennen gelernt haben (S. 67), gelegentlich unserer Betrachtung der Ramloftstuben. Und wie im nordischen Hause die Burschen durch eine Luke am innern Giebel aus der Stube hineinklettern, nimmt im homerischen auch Melanthios unmittelbar aus dem Saal durch die *ὀρσοθύρη* (Springthüre) seinen Weg nach oben (Od. 22, 142, vgl. Rumpf, *De aedibus Homericis* II, S. 53).

Unten im Mychos liegt die zweite Hauptthür des Megaron welche in dem Anaktenhause des Odysseus den Zutritt zu den hinteren Wirtschafts- und Familiengemächern gestattet. Von diesen weiteren Abschnitten erhalten wir jedoch keine hinreichende Vorstellung. Ueberhaupt werden wir in ihnen nur spätere Zuthaten zu erkennen haben, die unter reicheren Ver-

hältnissen jenem einfachen, stereotyp wiederkehrenden Haupttheile hinzugefügt wurden. Nur der letztere kann uns die älteste Gestalt des griechischen Hauses repräsentiren.

Zu dieser Annahme werden wir vollends berechtigt durch die Beschaffenheit der ältesten griechischen Tempel, die, wie allgemein zugestanden, Nichts als ein Nachbild des gewöhnlichen Hauses sind, und die durchaus zu der Einteilung des homerischen Hauses stimmen. Ich meine die von den Römern als *Templum in antis*, von den Griechen *ναός ἐν παράστασι* bezeichnete Form, die uns beispielsweise in dem kleinen Tempel von Rhamnus in Attika vorliegt (Fig. 58).

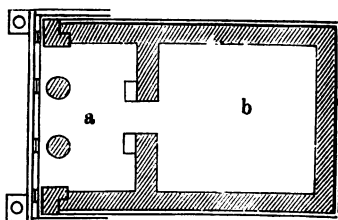


Fig. 58.

Letzterer besteht aus zwei Räumen, einem vorderen, schmalen, dem *πρόναος* a, und einem hinteren, ziemlich quadratischen, dem eigentlichen *ναός* b. Der Pronaos entspricht dem Prodomus des homerischen Hauses, ebenso wie der Naos dem Domos. Und wie die vordere Wand des Tempels

offen ist, und das Dach hier durch Pilaren gestützt wird, bewahrt auch die luftige Vorhalle des Hauses eine freiere Construction. Aus dem Vorraum führt eine Thüre in die eigentliche Cella, in deren Mitte der Altar steht wie der Heerd in der Mitte des Domos.

So ergibt sich zugleich, dass es nicht richtig sein kann, wenn man das *Templum in antis* in der Regel so erklärt, dass zunächst die eine Seite des ungetheilten Hauses geöffnet sei, und dass dann erst die Rücksicht auf das Bild des Gottes und die Heiligkeit des inneren Raumes dazu geführt habe, eine Scheidewand davor zu ziehen. Vielmehr haben wir es von Anfang an mit dem schon im altgriechischen Hause combinirten Raum zu thun. Diese weitgehende Uebereinstimmung liefert endlich auch ein von Nissen nicht genug gewürdigtes Argument, dass das pergamenische Bauernhaus ebenso wenig das urgriechische sein kann, wie das sächsische das urgermanische ist.

Zwischen dem urgriechischen und dem sächsischen Hause besteht, wie wir sehen, keinerlei Berührung. Dagegen stimmt das ostgermanische so vollkommen und so ohne Weiteres zu dem ersteren, dass kaum noch etwas zu combiniren übrig bleibt. Auch das ostgermanische Haus hat eine vorn am Giebel gelegene, offene und geräumige Vorhalle, deren nordischer Name fast bei allen arischen Stämmen seine Entsprechung findet (S. 2 f.). Hinter derselben liegt ebenfalls nur noch der eine, ziemlich quadratische, bis unter das Dach offene Raum mit dem Heerd in der Mitte und dem Rauchloch oben in der Decke. Selbst die innere Einrichtung ist eine übereinstimmende: die Sitzplätze werden an den beiden Langwänden angebracht und das Bett steht im hinteren Winkel des Gemaches. Sogar die charakteristische Einrichtung der über dem Mychos gelegenen Mesodmen treffen wir in den Ramloftstuben wieder.

Eine weiter gehende Aehnlichkeit lässt sich kaum beanspruchen.

Was das nationale italische Haus anbetrifft, so wissen wir davon noch viel weniger als von dem griechischen, da selbst die ältesten Denkmäler, von denen eine Tradition in die spätere Zeit hinabreicht, der tuscanische Tempel sowohl wie das Wohnhaus, recht gut aus der griechischen Entwicklung entlehnt sein können.

Neuerdings hat sogar Helbig¹ den Italikern bis zur Berührung mit der hellenischen Kultur überhaupt nur einen primitiven Hüttenbau zugestehen wollen, den auch die Griechen bis an die homerische Zeit heran bewahrt haben sollen. Helbig legt seinen Forschungen die in den Pfahldörfern vorhandenen Spuren zu Grunde, die auf der Ostseite des Apennin, in dem Gebiete von Bologna, in der Emilia und dem Thale der Vibrata sehr zahlreich sich finden. Aber man begegnet hierbei so fraglichen Erscheinungen, dass am besten erst eine allgemeinere Uebereinstimmung seitens der an diesen Forschungen beteiligten Gelehrten abgewartet wird. Sehr auf-

¹ Helbig, Die Italiker in der Poebene 1879 vgl. bes. S. 6–29, 45–64.

fällig bleibt besonders die meist runde Form der Hütten, die vorläufig noch aus aller Analogie herausfällt. Auch einzelne der Albaner Aschenhäuschen zeigen eine mehr ovale Form (S. 50 f. Nissen S. 607), während andere mit ihrer viereckigen oder nur an den Seiten etwas abgerundeten Gestalt wieder den zu erwartenden Typus bieten. Das spitze Strohdach, welches durch hörnerartig sich über dem First fortsetzende Rippen festgehalten wird, sowie die Luken am vorderen oder hinteren Abfall desselben, welche bei geschlossenen Thüren Licht in den inneren Raum hinein und den Rauch herauszulassen bestimmt sind, erinnern durchaus an die altgermanische Constructionsweise.

Und unter diesem Dache dürfen wir wol auch an der Hand der altitalischen Benennungen dieselben Räume suchen wie im altgriechischen Wohnhause (Mommsen, Römische Geschichte I⁴ 236 f.): als den Hauptraum das Atrium, 'die schwarze Decke', dem griechischen Melathron entsprechend, mit dem Heerd in der Mitte, mit Bänken und Betten an den Wänden; und davor das Vestibulum, welches die Stelle des homerischen Prodomus und der germanischen Vorhalle einnimmt und ursprünglich gewiss an der ganzen vorderen Seite des Hauses entlang lief. Darum glaube ich auch, dass Nissen sehr weit in der Irre geht, wenn er S. 631 f. 'vestibulum' als eine Nebenform von 'stabulum' fassend, darin einen Rest der alten, vorn im Hause befindlichen Wirtschaftsanlage wieder erkennen will, die späterer Sitte gemäss zu einer minimalen Ausdehnung zusammengeschrumpft sei. Hier ist ihm die Analogie des sächsischen Hauses offenbar verhängnissvoll geworden.

An jene einfache Grundform knüpft auch die spätere Entwicklung an, die Nissen in den Schlussparagraphen seines Werkes erläutert.

Das altertümliche, finstere Haus mit seinem hohen, an allen Seiten tief herabhängenden Dach (Atrium testudinatum) ist in einen hellen Lichtraum umgewandelt worden. Es geschah dies, indem man den First herauschnitt und entweder das Regenwasser nach aussen abfliessen liess (Atrium displuviatum), oder, wie es gewöhnlich der Fall war, durch eine besondere

Vorrichtung nach innen hinein leitete, um es daselbst in einem Brunnen aufzufangen (Atrium tuscanicum).

Ungefähr ebenso viel wie über die äussere Erscheinung lässt sich bis jetzt über die innere Raumdisposition des altitalischen Hauses ausmachen. Auch hier können wir nicht abmessen, wie weit der Alles überwuchernde griechische Einfluss massgebend gewesen ist. Aber es liesse sich doch völlig gut verstehen, dass die späteren Formen des Bauern- und des städtischen Wohnhauses sich selbständig aus jenem alten einfachen Raum mit der Vorhalle entwickelt hätten.

Das leitende Princip wurde dabei gegenüber dem in die Breite bauen, wie es der Norden und wahrscheinlich auch die homerische Zeit Griechenlands kennt, die Vereinigung des wirtschaftlichen Haushaltes unter einem Dache, in denselben vier Wänden, zwischen denen der Bauer selber wohnte. Natürlich musste sich so das Haus vergrössern, d. h. in die Länge wachsen. Auch musste die Mitte der Diele mit dem Heerd stets freibleiben, die Verschläge konnten nur an den Wänden entlang angebracht werden. Es geschah dies auf sehr verschiedene Weise, was noch eine gewisse Freiheit der Disposition verräth. Die einfachste Art blieb, sie nur an die eine Langwand zu lehnen: so geschah es z. Th. in pergamenischen Bauernhäusern, und dasselbe lässt sich für einzelne pompejanische Wohnhäuser nachweisen (Mau, Pompejanische Beiträge S. 73). Daneben verwendete man in Pergamum ebenso auch die andere Langwand (*ἤτοι κατ' ἀμφοτέρα τὰ μέρη, δεξιόν τε καὶ ἀριστερόν, ἢ πάντως γε κατὰ θάτερον*). Die allgemein übliche Form jedoch, welche sich über die antike Welt verbreitete, wurde diejenige, bei der man auch noch die hintere Querwand zu Hilfe nahm, um an dieser innersten Seite des Hauses für die Familie besondere Wohnzimmer und Kammern anzulegen, welche von den Seitenverschlägen durch freigebliebene, bis an die Aussenwände reichende Flügel ('*alae*') getrennt wurden.

Vor der Hinterwand befindet sich das Tablinum, das sich vermutlich aus einer Art Bretterverschlag entwickelt hat. Es repräsentirt wol schon ursprünglich einen ähnlichen sepa-

rirten Raum, wie er im homerischen und nordischen Hause vorhanden war.

Das ostgermanische Haus gewinnt somit einen immer noch erhöhten Anspruch darauf, als eine alte arische Form betrachtet zu werden.

Die weitgehende Uebereinstimmung in sämtlichen, bis jetzt verfolgten Anfängen der arischen Architektur darf uns auch weiter zu der Annahme berechtigen, dass uns in diesen gemeinsamen Zügen eine directe Erbschaft vorliegt aus der Zeit, wo die Nationen noch ungetrennt derselben Kultursphäre angehörten. Sie geben uns ein Bild von dem Hause der Wanderung, das unsere Vorfahren ebenso aus ihrer alten Heimat mit herüberführten wie ihre Hausthiere und Saaten, wie Pflug und Egge und andere industrielle Gerätschaften.

Dass es sich hier in der That um uralte arische Traditionen handelt, bestätigen uns ausser der Sprache auch die ältesten litterarischen Quellen der arischen Stämme.

Die vedischen Lieder bieten manchen Anhalt zur Reconstruction der Wohnung jener ältesten Zeiten. Noch mehr ins Detail gehen einige Hymnen der Atharvaveda, die uns Zimmer, Altindisches Leben S. 149 ff. vorführt: Av. 3, 12 und 9, 3. Der erstere war beim Beziehen eines fertig dastehenden Hauses zu sprechen, er beginnt:

‘Hier eben errichte ich mir eine feste Hütte, auf sicherer Unterlage steht sie, fettträufelnd. In dich da, o Hütte, wollen wir mit allen Männern, tüchtigen, unversehrten Männern einziehen.

Hier eben stehe fest, o Hütte, reich an Rossen, reich an Rindern, reich an Wonne. Reich an Labung, reich an Butter, reich an Milch erhebe dich zu grossem Glück.

Geräumig bist du, o Hütte, mit hohem Dach versehen, gefüllt mit reinem Korn. Zu dir eile das Kalb, zu dir springe ein Knäblein, zu dir sollen am Abend die Milchkühe herbeiströmen’

Bei dem zweiten Hymnus (Av. 9, 3) ist wol nicht mit Zimmer anzunehmen, dass vor dem Beziehen des Hauses noch ein fingirter Zauber gelöst werden soll. Vielmehr werden die von ihm auf Letzteres bezogenen Strophen des offenbar

uneinheitlichen Liedes auf den Abbruch des Hauses deuten, das an anderer Stelle wieder errichtet werden soll.

Der alle Schätze enthaltenden Hütte lösen wir auf die Knoten der Strebepfeiler, der Stützbalken und der Deckbalken . .

Ich habe angefügt, habe fest zusammengefügt, dauerhafte Knoten dir bereitet; die Gelenke kennend wie ein Schlächter, löse ich sie mit Indra auf.

Ich löse auf die Knoten an den Sparren, an den Riegeln, an den Verbänden und am Rohr, an den Seitenpfosten, o du alle Schätze bergende . . .

Ein Aufbewahrungsort für Somapflanzen (Vorratskammer), eine Wohnung des Agni (Heerdraum), ein Sitz der Frauen (Frauengemach), ein Schuppen: ein Sitz der Götter bist du, o göttliche Hütte.

Das Netz, das tausendäugige, das am Scheitel über den Schopf gespannt ist, das festgebundene, aufgelegte, lösen wir durchs Gebet los . .

Wer dich, o Hütte, erbaute, die Bäume zusammenbrachte, für die Nachkommenschaft machte er dich, Prajāpati, der Höchste . .

Den Agni birgst du drinnen, die Menschen sammt dem Vieh. Die du gebierst und an Nachkommen reich sein wirst, dir lösen wir die Schlingen.

Mit Rohr umhüllt, mit Rohrbüscheln angezogen ist die Hütte, wie die Nacht zur Ruhe bringend und beherbergend. Auf der Erde aufgebaut stehst du da, als ob du Hände und Füße hättest . . .

Geflecht ist auf Geflecht, Behälter auf Behälter gedeckt. Dort wird der Mensch geboren, wo ja Alles geboren wird.

Die Hütte welche zwei-, vier-, sechspostig errichtet wird, — in der acht-, zehnpostigen Hütte, der Herrin des Baues, liegt Agni wie in einem Mutterschooss' . .

Die so durch die Götter geweihte Hütte wird dem Menschen ein unverlierbares, heiliges Besitztum. Sie begleitet ihn als ein köstlicher Schatz auf allen seinen Wanderungen, von Weide zu Weide, von Rast zu Rast:

‘Obwohl eine schwere Last, sei leicht; wie ein Weib,
o Hütte, tragen wir dich wohin uns verlangt.’

Wir sehen aus diesem Hymnus, dass die Liebe des Sängers zu seinem Hause an wahre Andacht grenzt, und erfahren zugleich, dass er ein Recht hatte, so daran zu hängen, denn es barg Alles, was ihm sein Leben wert und kostbar machte. In ihm wohnte nicht nur er selber mit allen Seinen, hier dachte er auch seine Götter anwesend, hier vereinigte er um sich seine gesammte fahrende Habe.

Dies Haus war ein ansehnlicher Bau, denn es umfasste ausser einer Anzahl von Wohngemächern noch die Wirtschaftsräume. Wenn die Aufzählung der Räume in der einen Strophe unseres Hymnus deren thatsächliche Reihenfolge im Auge behält, so war die Anordnung eine ganz analoge wie in Figur 48 des ostgermanischen Hauses. Der ‘Aufbewahrungsort für Somapflanzen’ erinnert an den vorn am Giebel gelegenen Flur c: die alte Vorhalle des Hauses, die im Norden ganz regelmässig zur Hälfte eine Vorratskammer geworden ist. Darauf folgt der ‘Heerdraum’, der gemeinsame Aufenthaltsort aller Bewohner. Hinter diesem liegt, der Kammer s entsprechend, ein separirtes ‘Frauengemach’: es bildet den innersten Theil der Wohnung, wie in der nordischen Halle am hintersten Ende des Saales ein besonderer Platz für die Frauen abgetrennt war, und wie im Anaktenhause der homerischen Zeit die Frauenabtheilung hinter dem Megaron lag. Den Beschluss der Anlage macht ein ‘Schuppen’ wie in Fig. 48.

Unter dem ‘hohen Dach’ war ausserdem wol, wenigstens über einem Theil der Räume, durch eine Zwischendecke ein oberer Boden geschaffen, auf dem das ‘reine Korn’ aufbewahrt wurde.

Die Anlage war ferner nicht rund, sondern viereckig. Die Anzahl der genannten Pfosten lässt sogar eine oblonge Gestalt vermuthen. Das Haus war ein Riegelbau, wie alle ältesten Häuser der Arier.

NEUNTES KAPITEL.

ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN HAUSES.

Wir mussten diesen weiten Weg zurücklegen, um einer historischen Betrachtung der germanischen Stile den Boden zu ebnen.

Ueber das Verhältniss der einzelnen Typen zu einander ist bisher noch wenig ausgemacht. Man hat sich wesentlich auf die Vergleichung des sächsischen und des fränkischen Hauses beschränkt und das eine oder das andere aus inneren Gründen als unursprünglich nachzuweisen gesucht.

Heinrich Otte hob in seiner Geschichte der deutschen Baukunst 1, S. 45 die Originalität des sächsischen Hauses hervor, in dem Thiere und Menschen unter demselben Dache beisammen wohnten. Die ganze Anlage hat in der That etwas so überaus Charakteristisches, dass wol die meisten Forscher geneigt waren, gerade sie für eine sehr ursprüngliche zu halten. Aber es lassen sich aus ihr doch keinerlei Gründe entnehmen, welche sie zugleich als die eigenthümlich altgermanische erweisen könnten.

Otte gegenüber suchte Moritz Heyne in der Germania 10, S. 95 ff. dem fränkischen Hause die Priorität zu sichern, indem er die Vereinigung von Thieren und Menschen unter demselben Dach für unursprünglich erklärend, annahm, dass das westfälische Bauernhaus eigentlich Nichts als ein Stallgebäude sei, dem nur in einem kleinen Anbau die bescheidenen Wohnräume des Besitzers hinzugefügt seien. Die

Argumente, auf welche Heyne sich stützt, enthalten manches sehr Beachtenswerte, führen aber noch nicht auf das eigentliche Problem.

Mein eigener Versuch, das sächsische Haus aus dem oberdeutschen constructiv zu erklären (Quellen und Forsch. III (1874) S. 43 f.), erscheint mir jetzt zu gewaltsam, und ich gebe ihn gerne preis.

Aber ebenso wenig wie das sächsische aus dem oberdeutschen, kann das oberdeutsche Haus aus dem sächsischen abgeleitet werden. Es ist überaus unwahrscheinlich, dass die eine dieser Formen sich aus der anderen entwickelt haben sollte, vielmehr beansprucht jede ihre eigene und besondere Erklärung.

Eine andere Frage ist es, wie weit auswärtige Einflüsse im Spiele sind, ob nicht die eine oder die andere Bauart etwa aus einer fremden Architektur entlehnt sein könne.

So ist das sächsische Bauernhaus wiederholt mit dem römischen Atrium zusammengestellt worden, ohne jedoch, dass ein wirklicher Zusammenhang zwischen beiden hätte nachgewiesen werden können. Die Combination beider Typen erscheint auch aus folgenden Gründen unhaltbar.

Erstens bewahrt das römische Atrium eine grössere Freiheit in der Disposition und der Anordnung der einzelnen Theile, was noch die pompejanischen Häuser erkennen lassen. Die geschlossenen Räume werden bald an dieser, bald an jener Wandseite angebracht. Das sächsische Haus zeigt dagegen, mit den angegebenen landschaftlichen Modificationen, immer dasselbe wiederkehrende Schema mit der vorderen dreischiffigen Dielenanlage und dem dahinter befindlichen Wohnraum.

Zweitens berühren sich durchaus nicht die ursprünglichen Formen des sächsischen und des italischen Bauernhauses, sondern erst spätere, abgeleitete Typen aus der beiderseitigen Entwicklung (Figur 15 des sächsischen Hauses). Die Berührung kann also weder von der Urform des italischen Hauses ausgegangen sein, noch auf die Urform des sächsischen Hauses gewirkt haben. Schon aus diesem

Grunde wäre die ganze Annahme eine ungemein schiefe und gezwungene.

Drittens waltet zwischen den sich berührenden Formen eine principielle Verschiedenheit ob. Im römischen Atrium war der Heerd der Mittelpunkt der gesamten Anlage, um den alle einzelnen Räume herum gruppiert wurden. Diese Anordnung blieb auch später noch aufrecht erhalten. Im sächsischen Hause stellt sich dagegen der vordere Wirtschaftstheil stets als eine längere, dreischiffige Dielenanlage dar, hinter der sich dann erst der eigentliche Wohnraum mit dem Heerde befindet.

Und viertens erscheint gerade in Westfalen und Niederdeutschland die Berührung zwischen römischem und sächsischem Hause nahezu unerklärlich. Gerade die sächsischen Stämme haben ihre Eigentümlichkeiten am zähesten festzuhalten gewusst. Gerade in diesen Gegenden lässt sich sonst der geringste Einfluss römischer Kultur verspüren.

Somit werden wir auch fernerhin an dem nationalen, germanischen Ursprung des sächsischen Hauses festhalten dürfen.

Aehnlich steht es mit der oberdeutschen Bauart. Soweit sie überhaupt als eine einheitliche und volkstümliche erkannt ist, hat man sie in der Regel auf fremde Vorbilder zurückzuführen gesucht (vgl. auch Otte S. 45.).

Gottfried Semper, wol die berufenste Autorität in allem was Stilbetrachtungen anlangt, äussert sich speciell über die süddeutschen Bauernhäuser, die bis jetzt fast allein im Gesichtskreis unserer Kunsthistoriker lagen: 'Die gothische Neuerung hatte im eigentlichen Landbau des Mittelalters keinen sonderlichen Erfolg, ja sie fand in den isolirten Gebirgsstrichen Süddeutschlands wahrscheinlich niemals Eingang, denn sonst würden sich gewiss Ueberreste und Spuren eines gotisirenden Geschmacks an den baugeschichtlich so interessanten tyroler und steirischen Landhäusern zeigen. Dieses ist aber nicht der Fall; — wohl findet man in den Städten Süddeutschlands gothisch verzierte Holzwohnungen, die sich von den nordwestdeutschen nicht wesentlich unterscheiden, aber kaum eine Spur davon auf dem Lande. Ist aus der gotischen

Zeit nichts mehr von Landhäusern übrig geblieben, haben die sonst so starr konservativen Bauern dieser Gebirgsstriche mit solcher Leidenschaft den Renaissancegeschmack aufgefasst, dass mit dessen Einführung alle Erinnerung an die vorhergebrauchten gothischen Formen total bei ihnen erlosch? — Beide Annahmen würden zu der Erklärung der erwähnten Thatsachen nicht genügen. Eine genauere Prüfung lässt den Baustil dieser Landhäuser und die Kunstformen an ihnen auch gar nicht als der Renaissance angehörig erscheinen, sondern man muss die antiken Traditionen, die hier vorliegen, entweder für spätrömisch (romanisch) oder (vielleicht richtiger) geradezu für gräco-italisch erkennen' (Der Stil² II, S. 292).

So richtig nun die obigen Ausführungen Sempers sind, so wenig zutreffend ist doch die schliessliche Erklärung, die schon vor Semper von Leo v. Klenze vermuthet wurde.

Die Argumente, mit denen Semper seine Ansicht stützt, beziehen sich alle auf technische und constructive Einzelheiten, aus denen sich das 'Gesamterscheinen' des Hauses zusammensetzt, nicht auf den Grundriss und die Anlage desselben. Und doch können überall nur die letzteren als die entscheidenden Kriterien gelten, wo es sich darum handelt, die Herkunft und die ursprüngliche Verwandtschaft des Hauses zu begründen. Die Grundrissanlage des süddeutschen Gebirgshauses ist aber eine völlig andere wie die des antiken Hauses. Dagegen stimmt sie in ihrer einfachsten Gestalt durchaus zu der Anlage der übrigen fränkischen und oberdeutschen Typen (S. 19). Wir haben mithin gar keinen Grund, an ihrem nationalen Ursprunge zu zweifeln. Wie wenig fest übrigens die Semperschen Argumente sind, beweist schon der Umstand, dass er schwankt, ob wir spät-römischen oder gräco-italischen Einfluss zu constatiren haben.

Aber auch die meisten der baulichen Einzelheiten, welche Semper auf die antike Architektur zurückführt, dürften aus der germanischen ihre hinreichende Erklärung finden. Hier kommt uns die Vergleichung der ungarischen und der norwegischen Gebirgshäuser zu Statten, welche ein ganz ähnliches 'Gesamterscheinen' haben. Vor Allem ist die Parallele zwischen den norwegischen Häusern aus Gudbrandsdalen, bei

denen doch Niemand auf römischen oder gräco-italischen Einfluss verfallen wird, und dem süddeutschen Gebirgshause eine so weitgehende, als sie nur das verschiedene Klima gestattet.

Schon Fig. 43 gibt uns einen Begriff davon, und andere Vertreter, wie die bei Eilert Sundt S. 173 und 192 abgebildeten thun es noch mehr.

‘Das flache, weitvorragende Giebeldach’, ‘das Tabulatum das rings um das Haus herum, oder doch an mehreren Seiten desselben fortläuft’, ‘die Brett- und Leistenverschläge für Wandflächen’ treffen wir ganz entsprechend im Norden an. Auch die ‘Fettenconstruction’ des Daches findet einen nahen Verwandten in derjenigen der altnordischen Holzkirchen (Semper S. 307), wo sie nur durch das hier vorwaltende System des Schiffbaues etwas modificirt erscheint. Die ‘Mischung der Steinconstruction mit der Holzstructur’ dürfte sich innerhalb der deutschen Baukunst als etwas verhältnissmässig Junges erweisen, worauf erst später einzugehen sein wird. Und die übrigen Dinge die Semper anmerkt, sind nur Thaten, keine irgendwie wesentlichen Grundzüge der Architektur, deren Ursprung im Einzelnen zu erforschen bleibt.

Es ist nun an sich unzweifelhaft, dass die mit den Römern am meisten in Berührung gekommenen Stämme von ihnen eine Reihe baulicher Kenntnisse und Erfindungen gelernt [und angenommen haben. Diese werden sich aber meistens an der Hand der Benennungen feststellen lassen, welche als Lehnworte zwischen den germanischen Bezeichnungen kenntlich geblieben sind. So ist unser Kalk deutlich aus lateinischem *calx*, Ziegel aus *tegula*, Schindel aus *scindula*, Mörtel aus *mortarium*, Mauer aus *murus* entstanden. Nur auf solche technischen und constructiven Dinge kann sich auch die Bemerkung des Ammianus Marcellinus XVII, 11, 1 beziehen, der über die Häuser der Mainanwohner berichtet, sie seien ‘*accuratius ritu romano constructa*’.

Noch viel weniger als bei dem sächsischen und oberdeutschen Bauernhause kann bei den übrigen germanischen Stilen, dem friesischen, englischen, dänischen und nordischen, an fremdländische Beeinflussung gedacht werden.

Vielmehr geht der altertümliche Charakter unserer Bauernhäuser in gerader Linie in die früheste germanische Zeit zurück. Wie die Einwirkungen der römischen Kultur ihn nicht wesentlich zu ändern vermocht, sind nachher die grossen Strömungen, welche das übrige deutsche Bauwesen zu wiederholten Malen gänzlich umgestaltet haben, an den volkstümlichen Bauernhäusern spurlos vorübergegangen. Sie sind die einzige architektonische Schöpfung Deutschlands, die rein auf nationalem Grunde wurzelt.

Wenn es uns also gelingt, eine wirkliche Verwandtschaft zwischen den germanischen und den anderen arischen Typen zu begründen, wird nur an Erbschaft und gemeinsame Anwendung, nicht an Entlehnung zu denken sein. Dies wird durch die Gemeinsamkeit der ältesten sprachlichen Benennungen des Hauses vollends bestätigt.

Für die nordische Bauart wies bereits Hannibal Hoff, Om Oldtidens Bygningsformer S. 7 auf ihren 'Zusammenhang' und 'ihre Uebereinstimmung' mit der alten griechisch-römischen hin, ohne jedoch weiter darauf einzugehen. Wir dürfen diesen Zusammenhang auf die Ostgermanen des Festlandes ausdehnen und haben damit zugleich die wichtige historische Thatsache gewonnen, dass diese Bauart von den Germanen schon geübt wurde, als die Skandinavier und Vandilier noch gemeinsam in ihrer alten Heimat zwischen Oder und Weichsel sassen.

Die Gestalt dieses Hauses ist freilich eine sehr einfache, so dass man wol einwenden kann, sie sei keine einmalige und gemeinsame Erfindung der betreffenden Stämme gewesen, die einzelnen Völker hätten völlig selbständig und unabhängig von einander darauf verfallen können. In der That kehrt dieselbe Form bei anderen Volksstämmen, bei denen jeder Gedanke an Berührung ausgeschlossen ist, in durchaus entsprechender Weise wieder. So repräsentirt das Modell einer karaischen Bambushütte, welches in London auf der grossen Ausstellung von 1851 zu sehen war, durchaus unseren Typus (Semper II S. 163). Es erklärt sich dies aus der ausserordentlichen Zweckmässigkeit und Natürlichkeit der Construction, die sich, wo man zu einer bestimmten Archi-

tektur übergang, unter ähnlichen Verhältnissen wie von selber darboten musste. So konnte Semper an ihr zugleich alle Elemente der Vitruvianischen Urhütte demonstrieren.

Aber in unserem besonderen Falle steht die Sache denn doch etwas sicherer. Die Identität des nordischen und des ostdeutschen Hauses ist eine so weitgehende, dass hier nicht mehr an Zufall gedacht werden kann (S. 82 f.), und sie erstreckt sich in vollem Umfange wenigstens noch auf das urgriechische Haus (S. 108). Da nun die Anlage des Hauses identisch ist, da zahlreiche sprachliche Benennungen desselben identisch sind, so dürfen wir auch wol eine ursprünglich schon gemeinsame Tradition voraussetzen. Denn es handelt sich dabei um nah verwandte Völker, welche in frühester Zeit ohne Zweifel eine ethnologische Gemeinschaft bildeten.

Uebrigens wird Manches erst bei der Annahme einer solchen Tradition klar und verständlich. Die Existenz der geräumigen Vorhalle des Hauses hat im germanischen Norden etwas Befremdendes. Thatsächlich sehen wir auch, dass sie im Laufe der Entwicklung überall bekämpft und eingeschränkt wird. Sie wird verkleinert und halbt, mit Wänden umgeben, in das Haus hineingezogen und schliesslich zu einem Innenraum umgewandelt. Das Bedürfniss würde sie hier schwerlich zu einem so stereotypen und regelmässig wiederkehrenden Bestandtheil des Hauses gemacht haben, wenn nicht eine starke Tradition dahinter stände.

Nachdem wir diese Vorfragen erörtert haben, wird es nunmehr unsere Aufgabe, den historischen Faden aufzunehmen und den Nachweis zu versuchen, wie sich die einzelnen germanischen Bauarten aus ihrer ältesten Urgestalt fortentwickelt und weitergebildet haben.

I. DAS OSTGERMANISCHE HAUS.

Die Geschichte des ostgermanischen Hauses lässt sich schon jetzt ziemlich klar überblicken.

Seine einfache Grundform nebst den ersten Fortbildungen derselben liegt uns noch auf beiden Seiten vor: auf dem Festlande wie im skandinavischen Norden.

An diese älteste Gestalt knüpfen dann die einzelnen Sonderentwicklungen an.

Die Geschichte des nordischen Hauses haben wir oben im sechsten Kapitel skizzirt. Es hat fast durchweg dieselbe Urform zur Voraussetzung. Daneben findet sich nur eine stärkere Variante, welche besonders das Haus von Gudbrandsdalen repräsentirt. Die Abweichung des letzteren besteht darin, dass die Vorhalle hier nicht vor der Schmalseite, sondern vor der Längseite des Hauses angebracht wird, wobei sie nun auch nicht zweifach, sondern dreifach gegliedert ist. Diese Variante war Anfangs freilich keine beträchtliche, da der annähernd quadratische Hauptraum ursprünglich keine sehr entschiedene Frontrichtung haben konnte.

Beide Formen gaben zu lokalen Vermischungen und Combinationen Anlass und wurden die Grundlage für mannigfache bauliche Erweiterungen.

Auf dem Festlande dürfen wir ausser den polnischen Häusern die ungarischen Holzkirchen als ziemlich getreue Vertreter des alten vandilischen Hauses betrachten. Auf sie haben wir, um zu einer Vorstellung des gotischen Hauses zu gelangen, die Terminologie des Vulfila anzuwenden.

Die Wohnung (*bauains*, *salipvos*, *gati mreins*) lag innerhalb einer Umzäunung (*faþa*, *gards*). Durch *gards* wird auch der ganze Hof mit sammt den Gebäuden bezeichnet. Das gotische Wort für den Vorhof war *rohsns* (*αὐλή*), das in seiner wurzelhaften Bedeutung auf eine regelmässigeren Anordnung oder Abgränzung hinweist: eine Vorstellung die das nah verwandte und ganz entsprechend gebildete gotische *ga-rehsns* (*προδοσιούλα*, Bestimmung, Satzung) für zeitliche oder abstracte Verhältnisse aussagt. In dieser Umfriedung befand sich vermutlich neben dem Thore (*daur*) eine Bank (Matth. 26, 69).

Im Innern des Hofes standen ausser dem Wohnhause (*hus*, *razn*, **dauk*) die einzelnen Nebengebäude. Genannt wird der Schaafstall (*avistr*) mit den Krippen und die Scheuer (*bansts* *ἀνοθήκη*).

Wie die Kirche hatte auch wol das Haus eine Vorhalle:

ubizva (σποά), ein Wort das sich durch alle germanischen Dialekte hindurchzieht und mit dem noch heute in Oesterreich und Bayern die Vorhalle der Kirche benannt wird ('Obsen', Schmeller, Bair. Wörterbuch² I, 21). Das übrige Haus war mit festen Wänden (*vaddjus*) eingeschlossen und hatte ein Giebel-dach (*gibla* πτερόγιον; *hrot* στέγη, δῶμα). Zwischen Diele und Dach war keine Zimmerdecke vorhanden. Dafür ist die Stelle Marcus 2, 4, wo der Gichtbrüchige mit seinem Lager durch das aufgedeckte Dach an Seilen vor Jesus herabgelassen wird, zwar kein selbständiges Zeugniß, ein entscheidenderes aber das Wort *hrot*, das als 'Rot' noch heute im westlichen Norwegen ganz technisch den bis unters Dach offenen Raum bezeichnet (Folkevenen 10, 223). Das Ost-norwegische bedient sich dafür der im Altsächsischen und Angelsächsischen gebräuchlichen Nebenform 'Rost' (alts. *hrō-s-t*).

In das Haus führte eine Thüre (*daur*), die gelegentlich wol nur aus Flechtwerk bestehen mochte (*haurds*). Erhellte wurde die Stube durch kleine niedrige Fenster, die im gotischen wie in anderen germanischen Dialekten 'Augenthüren' (*auga-daurons*) heissen und an die griechischen Benennungen ὀπή, das 'Sehloch' und θυρίς 'Thürchen' erinnern; erwärmt wurde sie durch den Ofen (*auhns*), der zugleich wol Backofen war. Von Hausgerät werden erwähnt: Tisch (*biuds*, *mes* aus lat. *mensa*), Stuhl (*stols* und *sitts* θρόνος), Fussbank (*fautu-baurd*) und Bett (*badi*). Neben der Stube mag noch eine Kammer (*heþjo* ταμειῶν) gelegen haben.

Ausserdem hatte hie und da wenigstens ein Theil des Hauses ein Obergeschoss (*kelikn* ἀνάγαιον, πύργος), das vielleicht ein ähnliches thurmartiges Gemach war wie die nordische Ramloftstube. Aber auch der freistehende, holzzimmerte Thurm wird mit demselben Ausdruck übersetzt.

In dem gotischen Hause, wie es sich uns nach der Bibelübersetzung der Vulfila darstellt, weist also Nichts über die ältesten Grundformen hinaus.

Aus dem folgenden Jahrhundert besitzen wir sodann den anschaulichen Bericht des Byzantiners Priscus, der im Jahre 446 mit einer oströmischen Gesandtschaft zu Attila zog. In den uns erhaltenen Bruchstücken seines Geschichtswerkes

werden mehrfach eingehende Angaben über die hunnischen Wohnungen gemacht, welche wir unbedenklich als Zeugnisse für das gotische Haus aufführen können, da an Attilas Hof gotische Sitte herrschte.

Nachdem die Gesandten etwa 7 Tagereisen nördlich von dem Einfluss der Morava in die Donau zurückgelegt hatten, kamen sie in ein grosses Dorf, 'in welchem, wie man erzählte, die Häuser des Attila ansehnlicher waren, als irgend wo sonst. Sie waren aus Balken und schön geglätteten Brettern zusammengefügt und wurden durch einen hölzernen Zaun kreisförmig umschlossen, der nicht zur Sicherheit, sondern zum Schmucke verfertigt war. Nächst den Häusern des Königs zeichneten sich die des Onegis aus. Auch sie hatten eine hölzerne Umfriedung, welche aber nicht wie die des Attila mit Thürmen geziert war'. Die Wohnung des Attila überragte alle anderen und war auf einem erhöhten Platze angelegt. Der rings herumlaufende Zaun war überall so hoch, dass Niemand hinüberschauen konnte, und war durch ein doppelflügeliges Thor passirbar (*ἐτι τῶν θυρῶν κεκλεισμένων* p. 189. *προσελθὼν τις τῶν ἐνδοθεν ἀνοίγει τὰς θύρας τοῦ περιβόλου* p. 195).

Wie Attila und Onegis hatte auch Kreka hier ihren eigenen Hof. Innerhalb dieser Umfriedung waren sehr viele Gebäude, theils aus geschnitzten und zierlich zusammengefügtten Brettern, theils aus sauberen und eben geglätteten Balken, die an den Enden in einander gefügt waren. Die Ringe erhoben sich aber von der Erde bis zu mässiger Höhe.¹

¹ Die Stelle des Priscus lautet in der Edit. Bonn. 1829, p. 197: *ἐνδον δὲ τοῦ περιβόλου πλείστα ἐτύγγανεν οἰκήματα, τὰ μὲν ἐκ σανίδων ἐγγλύφων καὶ ἡμισυμένων ἐς εὐπρέπειαν, τὰ δὲ ἐκ δοκῶν* (coni. Cantoel.; *λόγων vulg.*) *κεκαθαυμένων καὶ πρὸς εὐθύτητα ἐπεξεσμένων, ἐμβεβλημένων δὲ ξύλοις ἀποτελοῦσιν οἱ δὲ κύκλοι ἐκ τοῦ ἑδάφους ἀρχόμενοι ἐς ὕψος ἀνέβαινον μετρώς.* Diese von den Herausgebern und Uebersetzern missverstandene Beschreibung ist durchaus klar und tadellos, wenn wir an der einen Stelle die notwendige Conjectur des Cantoelarus aufnehmen. Weiterer Hülfen bedarf es nicht. Von Lauben und Bogen ist hier keine Rede. Vielmehr erhalten die *κύκλοι* ihre einfache Erklärung aus der vorhergehenden

Die Wände dieser Häuser bestanden danach entweder aus Reiserwerk, dessen Zwischenräume durch Bretter ausgefüllt wurden, oder sie waren reiner Blockbau. Der umgebende Zaun war rund wie bei der schlesischen Kirche von Lubom (Fig. 55), und das Thor mag demjenigen von Fig. 54 geglichen haben.

Auch über die innere Einrichtung von Attilas Wohnraum, in welchem die Bewirtung der Gäste stattfand, berichtet uns Priscus Genaueres (p. 203 f.). Eine Vorhalle wird nicht erwähnt: die in das Gemach eintretenden Gäste stehen auf der Schwelle dem Attila gegenüber. 'Alle Sessel standen längs den Wänden des Hauses, auf den beiden gegenüberliegenden Seiten. In der Mitte aber sass auf einem Tafelbett Attila, und hinter ihm war ein anderes Tafelbett, von dem einige Stufen zu seinem Nachtlager führten, welches durch Schleier und bunte Vorhänge schmuckvoll verhüllt war. Für die vornehmste Reihe der Tafelnden hielten sie die rechte Seite des Attila, für die zweite aber die linke, in welcher wir waren. Onegis sass auf einem Sessel zur rechten Seite des königlichen Bettes, und gegenüber dem Onegis sassen auf einem Sessel zwei Söhne des Attila'.

Im Hause des Attila herrschte also genau dieselbe Disposition und Rangordnung der Sitzplätze wie in der altgermanischen Halle, mit dem einzigen Unterschied, dass der König seinen Hochsitz nicht mehr in der Mitte der vornehmeren Bank einnahm, sondern, byzantinischer Sitte gemäss, zwischen beiden Reihen auf einem Tafelbett. Sein Lager stand im Hintergrund des Saales, hatte also einen entsprechenden Platz wie das der homerischen Helden, die im hinteren Winkel (im Mychos) des Megaron zur Ruhe gehen. Zu ihm führten einige Stufen empor wie zu dem Bett im Hause von Gudbrandsdalen (S. 66).

Dies Haus hatte somit wesentlich nur einen einzigen Raum. Im Uebrigen wurde an Attilas Hofe, ähnlich wie im

Stelle p. 187 οἰκήματα . . . περιβολῇ ξύλινῃ κυκλούμενα. Der kreisförmige Zaun (κύκλος) heisst sonst germanisch *hring*, wozu die 'Ringe' der Awaren (Zeuss S. 737 f.) und die 'Ring'-Plätze ostdeutscher Städte zu vergleichen sind.

Norden, das Bedürfniss nach Vergrösserung durch Vermehrung der Gebäude befriedigt.

Weiter können wir die gotische Bauart im Süden nicht verfolgen. Die letzten Ausläufer derselben entziehen sich vorläufig unserer Kenntniss.

In den Zusammenhang der ostgermanischen Bauart gehört ausser dem nordischen und gotischen das dänische Haus.

Das dänische Bauernhaus knüpft nicht mehr an den Urtypus des ostgermanischen Hauses, sondern an eine schon etwas entwickeltere Form desselben an. Die letztere ist jedoch keine specifisch dänische, sondern hat sich z. Th. schon in der alten Heimat herausgebildet.

Die hinterpommerschen und westpreussischen Häuser im alten Rugierlande (Fig. 47—49) zeigen bereits denselben vergrösserten und veränderten Charakter.

In Fig. 48 repräsentirt nur noch der vordere Theil den ursprünglicheren Typus. Die ehemalige Vorhalle ist ausschliesslich Flur geblieben, und die Wohnstube daneben bewahrt eine vollendete Ursprünglichkeit: sie umfasst Alles was die Familie zum Wohnen und Verweilen, zum Sitzen und Schlafen, zum Kochen und Wärmen gebraucht. In Figur 49 ist die Vorhalle dagegen zur Hälfte in einen bewohnbaren Raum umgewandelt, in dem nun auch der Backofen angebracht ist. Beide Häuser sind überdies an ihrer Hinterseite durch eine Kammer und einen Stall vergrössert worden.

Die hier begonnene Entwicklung scheinen die dänischen Häuser von Nord-Jütland unmittelbar fortzusetzen (Fig. 34 und 35).

Auf die Wohnstube des einen Hauses von Mors (Fig. 34) folgen ebenso zwei weitere Räume, das Gastzimmer k und der Stall m wie in Fig. 48 und 49. Auch hier ist die an dem Giebel gelegene vordere Halle in die festen Wände des Hauses hineingezogen, aber noch mehr vergrössert worden als in Hinterpommern. Dort ist sie durch den Ausschnitt an der Ecke des Hauses kenntlich geblieben, hier nur durch ihren Namen: sie heisst dänisch 'Framgulf' oder

'Fremmers' d. i. Vorstube, Vorraum. Das Fremmers vermittelt ebenfalls allein den Eingang zu der ganzen Anlage und hat seine Thüre genau an derselben Stelle wie die nordische Vorhalle und wie das zweite Exemplar aus Pommern: nämlich an der südlichen Ecke der einen Langseite. Wie vielfach in Pommern sind ferner auf Mors die Heerdeinrichtung und der grosse Ofen aus der Stube in den Vorraum verlegt worden.

Wenn das nordjütische Haus, das anscheinend auch auf Fünen und im südlichen Seeland herrscht, seinen nächsten Verwandten im hinterpommerschen Hause findet, so beruht dies wol auf einem alten völkergeschichtlichen Zusammenhange. Denn die Bewohner der Nordspitze von Jütland waren nahe Verwandte der Rugier, in deren Heimat wir das hinterpommersche und westpreussische Haus antrafen.

Von dem grossen, zwischen Weichsel und Oder angesessenen Stammvolke der Vandilier, haben sich in frühester Zeit wiederholt Völkerschaften abgezweigt, welche die cimbrische Halbinsel besiedelten und zum Theil darüber hinaus nach Norwegen vordrangen. Zu diesen gehörte eine Abtheilung der Rugier, welche gleich den zur Zeit des Ptolemaeus auf der Chersonesos angesessenen Charudes nach Norwegen übergesetzt sind, wo wir sie später als Rygir (die Ethelrugi des Jornandes) und als Hørdar wiederfinden. Ein weiterer Zweig, der den alten Namen der Vandilier beibehielt, ist an der Nordspitze der Halbinsel am Kap Skagen sitzen geblieben. Im angelsächsischen Heldengedicht von Beovulf werden uns hier die Vendlas genannt, im Liede von Vidsið die Venlas; bei Saxo Grammaticus und Adam von Bremen heisst diese Landschaft nördlich vom Limfjord Wendila, in den altnordischen Sagen Vandil mit dem Kap Vandilskagi, in den dänischen Rechtsquellen haftet an ihr bis heute der Name Vändilsysel. Wir brauchen uns also nicht zu wundern, gerade in dieser Gegend eine mit der ostgermanischen so nah verwandte Bauart anzutreffen. Vielmehr wird uns die nahe Verwandtschaft derselben ein erneutes Zeugniß für den ostgermanischen Ursprung der ganzen Bauweise. Denselben Weg wie dieser Zweig der Vandilier sind noch

andere ostgermanische Stämme gezogen, so die Gepiden die uns im Beovulf als Gifðas, im Víðsið als Gefðas entgegen-treten.

Auf der cimbrischen Halbinsel trafen also schon in frühester Zeit Ostgermanen und Westgermanen zusammen. Die ersteren scheinen die nördlichen und östlichen Gebiete eingenommen zu haben, während die zu den Westgermanen gehörigen Sachsen im Süden und Westen am festesten Fuss fassten.

Durch den hier aufgedeckten Zusammenhang fällt nun noch ein neues Licht auf die Verbreitung der ostgermanischen Bauart. Wenn wir das vandilische Haus von Rügenwalde nach Mors gelangen sehen, so werden wir unbedingt annehmen, dass es einst ebenso in dem dazwischen liegenden Gebiete verbreitet war, werden wir folgern, dass es auch in Vorpommern, in Mecklenburg und dem östlichen Holstein geherrscht hat, bis es später theils durch das sächsische, theils durch das fränkische Haus verdrängt wurde.

Die beiden von Molbech mitgetheilten Grundrisse zeigen daneben in der Einrichtung der Häuser einige besondere Altertümlichkeiten. Die Langbank, die sich in Figur 35 unter den Fenstern hinzieht, heisst 'Pall' wie der altnordische 'pallr'; in dem anderen Hause war dieselbe bereits entfernt.

Und ebenso wie sich in der altnordischen Halle die Schlafverschläge hinter den Langbänken befanden, für jeden Heerdgenossen hinter seinem Sitz, ist es auch hier in der Regel der Fall. An den Hinterseiten der Stuben sind beide Mal entsprechende Verschläge abgetheilt. An der Vorderseite von Fig. 35 befindet sich wenigstens hinter der einen Hälfte der Bank l bei k dieselbe Einrichtung, während sie in Fig. 34 fehlt.

Figur 35 zeigt also eine Art dreischiffiger Anlage, die nur bei q durchbrochen ist, und zwar, wie wir deutlich erkennen, allein aus dem Grunde, um an dieser Stelle in der Wand noch einige schmale Fenster anzubringen. Aus demselben Grunde sind die Verschläge in Figur 34 an der ganzen Fensterseite fortgeblieben.

Bei der dänischen Bauart war eine solche dreischiffige Anlage gewiss das Uebliche: sie findet ihre Erklärung in einer Zeit, wo der ganze Innenraum durch eine Oeffnung im Dach erhellt wurde, so dass die Seitenwände in beliebiger Weise verwendet und zugebaut werden konnten. Erst mit dem Anbringen der Fenster verschwinden überall die Seitenverschlüsse längs der Wände.

Dieselbe Disposition wie auf Mors treffen wir auch an der Südspitze von Norwegen, aber sie erstreckt sich nach dem Material von Eilert Sundt nicht über die Landschaft Mandal hinaus (Folkevenen 10, 549 ff.), der unsere Figur 41 und 42 entstammen. Die Verschlüsse fehlen wiederum nur an den Fensterseiten. In den übrigen nordischen Bauernhäusern finde ich sie ebenso wenig angedeutet, wie im pommerschen und im polnischen Hause. Hier steht das Lager durchweg im Mychos, im hinteren Winkel der Stube, wie Figur 51 deutlich zeigt.

Auf dieser Grundlage hat sich das gemeinübliche jütische Bauernhaus entwickelt, das von Kap Skagen bis an die Schley reicht. Die Eintheilung der Wohnräume stimmt ziemlich überein, während in der gesammten Wirtschaftsanlage beträchtliche Unterschiede walten. Nur das Wohnhaus ist der alte gemeinsame Bestand, die Vereinigung desselben mit den Wirtschaftsräumen gehört einer späteren Entwicklung an, welche, landschaftlich variirend, nach verschiedenen Principien stattfand.

Das Wohnhaus der Insel Pellworm und aus Angeln lässt sich unschwer aus dem altdänischen Hause erklären.

Im Angelner Hause (Fig. 31) entspricht der zunächst der Dielenanlage befindliche Theil mit dem Eingang p, der Küche e, dem Heerde g, dem Backofen h und der Kammer f, der bei Lütgens tab. 25 durchaus von den Wirtschaftsräumen gesondert ist, dem alten Fremmers, und ebenso die Wohnstube b mit dem Pesel a der alten Wohnstube, die hier nur in zwei Räume getrennt ist. Die Backlauw c und die Brautkammer d sind als spätere Zusätze zu betrachten.

Ebenso klar ist das friesische Haus (Fig. 29), wo sich aus

dem Fremmers der vordere Raum a und die Küche c entwickelt haben, und wo neben der Wohnstube b durch Verschlüsse die Backstube h und die Kammer g abgetheilt sind. Der grosse Heerd steht in der Küche, während der Backofen in die Stube hineingebaut ist. Beide bilden das Centrum der ganzen Wohnung.

Das gewöhnliche jütische Haus (Fig. 33) unterscheidet sich von diesem 'anglischen' dadurch, dass die Wohnräume durch eine besondere Vordiele a, welche auch die Eingänge enthält, von den Wirtschaftsräumen gesondert sind. Im Uebrigen entsprechen die Stube b und die Küche c dem Fremmers ebenso wie der Pesel d mit der Kammer f und dem Milchkeller e der alten Wohnstube. Der Backofen i ist nicht wie auf Pellworm zwischen die Wohnräume hineingeschoben, sondern in einen besonderen hinteren Anbau verlegt.

Die Wirtschaftsräume werden im ganzen Umkreis unseres Stilgebietes durchweg an dieselbe Seite des alten Wohnhauses gerückt, und zwar im Gegensatz zu der hinterpommerschen Art nicht neben die Wohnstube, sondern neben den Vorraum. Es sondert sich hierbei eine nördliche und eine südliche Gruppe ab. In der ersteren sind die Wirtschaftsräume nach demselben Princip wie in Oberdeutschland gegliedert, während die letztere sich dem sächsischen Typus angeschlossen hat. Die nordfriesischen Inseln entwickeln daneben einen Gehöftbau, der sich mit der von uns als friesisch bezeichneten Bauart nahe berührt, aber keineswegs mit ihr identisch ist.

II. DAS FRIESISCHE HAUS.

Leider besitzen wir vom friesischen Hause keine so ursprünglichen Typen wie vom dänischen, welche in die ganze Geschichte desselben ein gleich helles Licht zu stellen im Stande wären. Es lohnte aber wohl noch der Mühe, sorgfältige Nachforschungen anzustellen, ob nicht in abgelegenen Gegenden ähnliche sich finden.

Einen Ersatz vermögen uns auch die litterarischen Zeug-

nisse nicht zu bieten, welche für diese Gegenden in ein hohes Altertum zurückreichen, da sie an den für uns so wichtigen Einzelheiten in der Regel vorübergehen.

Geradezu trostlos ist die Schilderung, welche Plinius (Historia naturalis XVI, 1) aus eigener Anschauung von diesen Gegenden entwirft. 'Zweifeln möchte man', so berichtet er, 'ob es Land oder Meer sei, was man sieht. Da wohnt das armselige Volk in seinen Hütten (*casae*) auf Hügeln von Menschenhand aufgeworfen, um der Flut zu trotzen, Schiffenden gleich, wenn die Gewässer die Gegenden bedecken, Schiffbrüchigen, wenn jene sich verlaufen haben, und sie bei ihren Hütten (*circa tuguria*) die mit der Flut entrinnenden Fische fangen. Nicht können sie Vieh halten noch von Milch sich nähren wie die Nachbarn, nicht einmal mit wilden Thieren kämpfen, weil ihr Land von allem Gebüsch entblösst ist. Aus Schilf und Binsen flechten sie Stricke zu Fischnetzen, und indem sie den mit ihren Händen hervorgeholten Schlamm mehr im Winde als in der Sonne trocknen, erwärmen sie mit dieser Erde ihre Speisen und ihre vom Nordwind starrenden Glieder. Getränk haben sie nur vom Regen, den sie in Gruben (*scrobibus*) im Vorplatz ihres Hauses (*in vestibulo domus*) aufbewahren. Und diese Menschen meinen, wenn sie jetzt von den Römern besiegt würden, in Knechtschaft zu kommen. So ist es fürwahr: Viele verschont das Geschick zur Strafe.'

Die Schilderung passt auf das Lokal auch heute noch, aber die Liebe zur Heimat hat es vermocht, dem Geschieke zu trotzen und dessen Strafe in Segen umzuwandeln. Anstatt der *casae* und *tuguria* treffen wir gar oft recht stattliche Gebäude, die der Chronist des vorigen Jahrhunderts mit deutschen Dorfkirchen vergleichen konnte.

Weit älteren Datums als die Nachricht des Plinius ist die Notiz die uns Strabo IV, 5, 5 aufbewahrt hat, der sich in diesem Abschnitt ausdrücklich auf das Zeugniß des Pytheas von Massalia beruft. Nachdem er über die Lebensweise der Bewohner des deutschen Nordwestens gehandelt, fährt er fort: 'da sie keinen hellen Sonnenschein haben, so dreschen sie das Getreide in grossen Häusern (*οἶκοις μεγάλαις*), nachdem

sie die Aehren dahin zusammengetragen haben, denn offene Tennen werden hier unbrauchbar wegen des Mangels an Sonne und wegen der häufigen Regengüsse.

Dass unter den hier erwähnten 'grossen Häusern' nicht die eigentlichen Wohnungen, sondern nur Scheunen zu verstehen sind, dürfte noch die heutige, volkstümliche Bauart zur Genüge erweisen.

Die Bauernhäuser Frieslands sind nirgend auf der Grundlage eines einzelnen, den gesamten Haushalt umfassenden Gebäudes entstanden. Ueberall handelt es sich um die Zusammenstellung des ursprünglich selbständigen Wohnhauses mit den Scheunen und Stallungen zu einem grösseren Gebäudecomplex. So besteht die westfriesische Anlage aus zwei, die ostfriesische aus drei, die Eiderstädter sogar aus vier aneinander gerückten Einzelgebäuden. Ueberall ist die Trennung zwischen den Wohn- und Wirtschaftsräumen streng gewahrt. Beide haben sogar nirgend dieselbe Frontrichtung, sondern sind immer so gewendet, dass die Firste senkrecht auf einander stehen. Am augenfälligsten ist die Trennung in der alten ostfriesischen Häusergruppe, wo die Verbindung nur durch ein schmales Zwischenhäuschen hergestellt wird (Fig. 23 u. 24). Diese Form kann auch keineswegs eine zufällige, sondern muss eine altherkömmliche sein. Dafür bürgt uns die ostfriesische Benennung des Wohnhauses, das wegen seiner kreuzförmigen Stellung 'Krüsselwark' (von *altfries. krus* Kreuz) heisst (S. 43).

Die friesische Bauart hat sich in ältester Zeit durchaus rein von der sächsischen Vermischung gehalten. Sie knüpft völlig selbständig an die altgermanische Grundlage an und vermehrt in gleicher Weise die Anzahl der Gebäude, um Raum für einen grösseren wirtschaftlichen Haushalt zu gewinnen. Von diesen Gebäuden ist gewiss die Scheune, welche alle Kornvorräte bergen und zugleich als Dreschtenne dienen musste, zuerst zu so grossen bergartigen Dimensionen angewachsen, während das Wohnhaus noch lange seinen einfachen Charakter bewahrte.

Eine weitere Frage ist es, ob das Zusammenrücken aller Gebäude zu einem Ganzen bereits *altfriesisch*, oder ob es eine

spätere Neuerung ist. Ich möchte das erstere annehmen, da wir bei der nah verwandten englischen Bauart ein ähnliches Zusammenrücken gleichfalls als sehr alt und ursprünglich voraussetzen müssen.

Schwieriger ist die Beurtheilung des eigentlichen Wohnhauses, welches doch allein im Stande wäre, uns die ältesten Zusammenhänge und den Ursprung unserer Bauart zu enthüllen.

Die entsprechenden Abschnitte in Figur 22 und 27 zeigen bereits so complicirte Formen und wol auch stärkere sächsische Einflüsse, dass sie uns nicht weiter fördern können. Zweifellos ursprünglicher ist die ostfriesische Anlage. Aber hier ist leider der Plan so wenig ausführlich, dass wir gerade nur die Grundverhältnisse zu erkennen vermögen.

Das Haus besteht danach aus zwei Räumen, der grossen Küche und dem Piesel. Der Eingang befindet sich nicht in der Giebelseite, sondern in der Langeite, und zwar vermittelt ihn ein eigenes Vorhäuschen, denn als solches werden wir das 'Middelhus' wol aufzufassen haben.

Eine ganz entsprechende Anlage wird uns später nochmals beim fränkisch-oberdeutschen Hause entgegentreten. Das letztere muss uns somit das friesische Haus erklären helfen.

Mehr Räume als die genannten setzen auch die altfriesischen Rechtsquellen nicht voraus. Einen gewissen Anhalt gibt uns folgende Bestimmung (v. Richthofen, Friesische Rechtsquellen 1, 230 f.): 'Die schwerste Heimsuchung ist diese. Wenn ein Mann mit Banner und Heerfahne und mit unrechtem Heere zu eines andern Mannes Hof und Haus fährt und dort Thüren und Fenster, Schloss und Riegel, Wand und Wandsäulen zerbricht, und aus dem Hause einen Weg herein und hinaus macht, so dass der eine Wind dem andern mitten im Hause begegnet, so soll er drei Mark als Friedensgeld zahlen und doppelten Ersatz des Schadens. Die mittelste Heimsuchung ist: Wenn ein Mann drei Thüren zerbricht, die Wandthüre, die Pieselthüre und die Kammerthüre [wofür eine andere Handschrift: die Küchenthüre], — zwei Mark'. Kammer

und Küche sind hier wol identisch, und die Wandthüre ist die Hausthüre, während die Piesel- und Kammerthüre je in den Piesel oder in die Küche führen. Weitere trennende Langwände gab es nicht.

Ja die alten Rechtsquellen lassen uns noch auf einfachere Verhältnisse zurückblicken, die mit der Zeit geschwunden sind. Ursprünglich war das Wohnhaus ein einziger ungetheilter Raum. Darauf weist deutlich folgende Stelle des alten Hunsingoer Landrechts: 'Die vierundzwanzigste Bestimmung ist diese. Wenn Jemand bei der Nacht zu eines Anderen Hof oder Haus fährt mit einer glühenden Kohle und dessen Besitzthum herunterbrennt: wenn er es zugestehen muss, so soll er kommen in jeden der vier Winkel mit zehn Mark Bussgeld und zur Heerdstätte mit der Lösung seines verwirkten Lebens und jenem Manne sein Gut doppelt ersetzen; wenn er es aber läugnet, so soll er in jedem Winkel gegen einen Mann zu Streite stehen, und an der Heerdstätte gegen einen fünften, denn Mord soll man mit Morde sühnen' (v. Richtigthofen I, S. 76). Dasselbe meint das Gesetz der Emsiger, das übereinstimmend mit dem sächsischen Rechte festsetzt, dass ein Kind erbfähig sei, wenn es die vier Wände beschrieen (Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer S. 75 f.).

Im Uebrigen stellt sich nach den friesischen Rechtsquellen das Haus (*hus, timber*) in folgender Weise dar.

Es erhob sich auf einem aufgeworfenen Erdhügel (*warf*). Seine Wände (*wach, utwach*) bestanden aus Fachwerken (*fac*), deren Anzahl an den Langseiten in der Regel 9 gewesen zu sein scheint (Richtth. 2, 751). Säulen (*sele*) und Balken (*balka*) gaben ihm festen Halt. Es hatte ein Sparrendach, denn es konnte sparrenfällig (*sper-fallich*) werden, und war mit einer Dachtraufe (*ose* = got. *ubizva*) und einem ringsum laufenden Leitergang (*hladder-gong*) versehen.

Im Innern hatte das alte friesische Haus einen ungetheilten viereckigen Raum, der ohne Zwischendecke bis ans Dach emporreichte. Auf dem Fussboden (*flet*) stand der Heerd (*herth*). Deshalb heisst der erstere und das ganze Haus auch die Heerdstätte (*herthstede*): eine Bezeichnung die im lateinischen Text nicht bloss durch *laris locus* (Altfriesische

Rechtsquellen I, 78, 3), sondern auch durch *laris domus* (76, 30) wiedergegeben wird. Der Rauch suchte seinen Ausweg durch ein Loch in der Decke (*rekhol*).

Im Laufe der Zeit wurde dieser Raum in ein geschlossenes, mit einem Ofen (*oven*) versehenes Gemach (*pisel*) und in eine Küche (*komer*) abgetheilt. Ein besonderes Wort für die Küche kennen aber die alten Rechtsquellen noch nicht. Im Zimmer waren Bänke und Betten angebracht, erhielt wurde es durch Fenster (*andern*). Die Thüren waren durch vorzuschiebende Riegel (*locstaf*) verschliessbar, konnten aber leicht zerbrochen oder ausgehoben werden. Auch Schwellen (*dreppel*) werden erwähnt.

Sehr altertümlich und ursprünglich, aber von der friesischen Einrichtung etwas abweichend, sind die nordholländischen Häuser auf den Inseln und an den Gestaden der Zuider See. Ich kenne dieselben bisher nur aus den soeben erschienenen Reiseschilderungen von Henry Havard.¹ Leider aber sind hier die Hausbeschreibungen so allgemein gehalten und die Abbildungen so wenig zulänglich, dass wir keine klare Vorstellung von der Grundrissanlage bekommen. Ich kann deshalb im Folgenden nur die wichtigsten Angaben wiederholen.

Die Häuser auf der Insel Marken sind aus Holz gebaut und grün, blaugrau oder schwarz angestrichen. Sie haben nur ein Erdgeschoss, und das mit roten Ziegeln bedeckte Dach reicht an jeder Seite sehr tief herab. Sie sind nach einem gleichförmigen Muster gebaut, ihre dunkle Grundfarbe wird durch weisse Linien um die Fenster und unter dem Giebel wirkungsvoll gehoben. Nur die Häuser, welche auf dem Rande der kleinen Erdhügel stehen, weichen etwas von den benachbarten ab. Jene sind nämlich auf hohem Pfahlwerk erbaut, welches ihnen das Ansehen eines gewaltig grossen, in den Lüften schwebenden Käfigs verleiht (S. 12 f.).

¹ Eine malerische Reise nach den toten Städten der Zuydersee von Henry Havard. Aus dem Französischen. Mit 10 Illustrationen. Jena, Costenoble 1882.

Im Innern haben sie nur einen einzigen weiten Raum, der jedoch durch Scheidewände in so viel Zimmer, wie man wünscht, eingetheilt wird, welche, in Ermangelung besonderer Decken, sämmtlich oben mit einander in Verbindung stehen. Das Dach bedeckt sie alle, das schräge Dach, woran die Fischernetze, die Vorräte an Tauwerk und Schiffsgerät und an allerhand Lebensmitteln aufgehängt sind. In jedem Hause ist der Hauptraum das Schlafzimmer, und in diesem Zimmer ist das Hauptmöbel das Bett. Dieses ist in die Wand eingefügt und bildet ein ganzes mit ihr, es ist eine Art Wandnische, in welcher die Matratzen und Kopfkissen aufgehäuft sind. Zwei kleine Vorhänge schützen den Schläfer sowohl vor dem Winde, wie auch vor dem Tageslichte und schliessen den Eingang dieses Heiligtums, welches so ziemlich einer Schublade gleicht (S. 15).

Wie auf Marken bestehen die Häuser in Vollandam im Allgemeinen aus einem einzigen Räume, der zugleich als Küche und als Schlafkammer dient. In einem Winkel der Kammer befindet sich, in die Wand eingefügt, wieder das 'Schubladen-Bett' (S. 39).

Zu derselben Gruppe scheinen noch die Fischerhäuser der Insel Urk zu gehören (S. 269), während die städtischen Anlagen der Ostküste einen eigenen und abweichenden Charakter tragen. Bei den letzteren liegt die Eingangsthüre in der Giebelfront (S. 219).

Es erscheint mir nicht ganz sicher, ob diese Typen mit den besprochenen friesischen direct zu combiniren sind. Es hat vielmehr den Anschein, als ob sie auf eine andere, ältere Bauart dieser Gegenden zurückgingen, welche mit der englischen noch eine nähere Verwandtschaft hatte als die friesische. Mit ihr scheint die Situation des Hauses näher übereinzustimmen, an sie erinnert das Princip der Zimmerabtheilung: wie hier der grosse Hauptraum durch niedrige Scheidewände beliebig abgetheilt wird, pflegen auch auf Pellworm (S. 52) und in Nord-Schleswig dazwischen gestellte Bettverschlüge den gemeinsamen Raum zu durchziehen und abzutheilen, und die 'schrankartigen Bettverschlüge' von Pellworm dürften mit dem 'Schubladen-Bett' von Marken und Urk in

einem näheren Zusammenhang stehen. Doch mag auch die Betteinrichtung des alten ostfriesischen Hauses (Fig. 24) zu den letzt erwähnten Typen stimmen.

III. DAS SÄCHSISCHE HAUS.

Das sächsische Bauernhaus in seiner complicirten Einfachheit historisch zu erklären ist nicht eben leicht, da alle Zwischenstufen fehlen, welche seine jetzige Gestalt mit der ursprünglichen Grundform verbinden. Es tritt uns durchweg in einer gewissen klassischen Vollendung entgegen. Deshalb kann auch nur der allgemeinere Zusammenhang unserer Betrachtungen eine grössere Sicherheit gewähren.

Alle im dritten Kapitel aufgeführten Typen lassen sich auf zwei Grundformen zurückführen. Die erste derselben ist die durch Figur 12 repräsentirte. Sie besteht aus zwei Abschnitten: der vorderen dreischiffigen Dielenanlage und dem hinteren Flet mit dem Heerd, mit Tisch und Bank, mit Schlafbühne und Kammer. Die zweite Form liegt in Figur 18 vor, wo die Diele auch die hinteren Wohnräume durchschneidet, so dass sich das ganze Haus als eine zusammenhängende dreischiffige Anlage darstellt. Die dritte, besonders in Dithmarschen heimische Variante (Fig. 21), kann hier für uns ausscheiden, da sie nur, vermutlich unter friesischen Einfluss, im Gegensatz zu der allgemeinen sächsischen Sitte die Wohnräume an die Vorder- statt an die Hinterseite des Hauses verlegt.

Für die beiden ersten Typen lässt es sich nun nicht principiell entscheiden, welcher von ihnen der ursprünglichere sei. An sich braucht keiner aus dem anderen entstanden zu sein, vielmehr können sie sich selbständig neben einander herausgebildet haben. Die Erklärung aber muss beide zugleich umfassen.

Zunächst haben wir uns die Frage vorzulegen: ist die sächsische Anlage, welche alle Wohn- und Wirtschaftsräume unter demselben Dache vereinigt, aus einem Hause entstanden, oder gleich der friesischen aus der Vereinigung

mehrerer? Mir scheint die letztere Annahme für das sächsische Haus ausgeschlossen zu sein, denn es hat nicht die geringste Spur einer solchen Zusammenfügung bewahrt. Vielmehr ist es in einem so einheitlichen und planvollen Sinne disponirt, wie es niemals durch blosser Vereinigung zweier Häuser geschehen konnte.

Da nun auch die Einwirkung fremder Muster ausgeschlossen erscheint (S. 115 f.), so bleibt nur die Möglichkeit, dass es in gerader Linie auf das einfache altgermanische Haus zurückgeht.

Das Anwachsen und die Entwicklung desselben ist deutlich gerade an das entgegengesetzte Princip geknüpft gewesen wie bei den Häusern der bisher behandelten Stämme. Die Vergrösserung wurde in Sachsen nicht durch Anbauten oder Vermehrung der Gebäude hergestellt, sondern der alte ursprüngliche Heerdraum wurde immerfort erweitert und ausgedehnt, so dass er den ganzen Haushalt in seinen vier Wänden zu umschliessen vermochte. Es ist dies dasselbe Princip, dass auch beim italischen und pergamenischen Bauernhause vorgewaltet hat.

Der weitere Hergang begreift sich sehr gut aus der Beschaffenheit des ursprünglichen Hauses.

Auch das altsächsische Haus war ein Innenbau, der wesentlich durch Oberlicht erhellt wurde. Die Seitenwände durften deshalb beliebig zu Verschlügen verwendet werden, dagegen musste die Diele in der Mitte mit dem Heerd stets freibleiben. Wie leicht sich unter diesen Verhältnissen, bei erschöpfender Ausnutzung des Raumes eine dreischiffige Anlage ergeben konnte, beweist uns das häufigere Vorkommen derselben in ältester Zeit. Auch die altnordische Halle hatte eine dreischiffige Form. Auch in ihr waren an den Langwänden unter dem schrägen Dach hinter den Bänken die Schlafverschlüge hergerichtet, während der grosse Mittelraum um die Langfeuer freiblieb. Auch im Norden kann diese Anlage sich nur auf Grund des einfachen Bauernhauses entwickelt haben. Dieselbe dreifache Gliederung treffen wir ferner noch heute in den alttümlichen Bauernhäusern von Jütland und Südnorwegen

(S. 127 f.), wo sie erst neuerdings durch das Anbringen der Fenster in den Seitenwänden verdrängt ist.

Eine ganz entsprechende Form wie die des altdänischen Hauses muss auch dem sächsischen zu Grunde liegen. Aber nur in dem letzteren ist sie weiter durchgebildet und erst recht fruchtbar gemacht, indem die Verschläge zu Kammern und Wirtschaftsgelassen vergrössert, und selbst die Viehställe, die im dänischen Hause sich im Fremmers befinden, in den gemeinsamen Hauptraum hineingezogen und nach demselben Princip angeordnet wurden. Dabei blieb überall der hinterste Theil des Hauses der eigentliche Aufenthaltsort der Familie, während die Ställe vorn neben dem Eingang angebracht wurden.

Hierdurch dürften sich beide Typen des sächsischen Hauses hinreichend erklären. Die speciellen Unterschiede zwischen ihnen beruhen wesentlich auf einem abweichenden Beleuchtungsprincip. Da bei der vollkommen dreischiffigen Anlage das Licht nur durch Oeffnungen in den Giebelwänden oder in den Seitenverschlägen einzudringen vermag, hat man es in der Regel vorgezogen, den hintersten Abschnitt des Hauses überhaupt nicht zuzubauen, sondern ihn durch Fenster an der hohen Wand zu erhellen. Deshalb wird dieser ganze Theil auch die 'Howand' genannt.

Das sächsische Haus lässt sich also ohne Schwierigkeit aus der alten Heerstube des germanischen Hauses ableiten. Aber wie die Stube lebt auch die alte Vorhalle wol noch in ihm fort. Auf sie dürfen wir die grossen Vorschoppen zurückführen, unter denen sich das Einfahrtsthor befindet (S. 30 f.); sie sind dreigliedrig wie der Hauptraum: rechts und links von der 'Utlucht' werden ganz regelmässig Stallräume angebracht.

Dass das sächsische Bauernhaus aus dem altgermanischen Wohnhause und nicht, wie man wohl angenommen hat, aus der Scheune entstanden ist, dürfte auch die Sprache bestätigen. Der Theil des Hauses, der als Aufenthalt der Familie dient und in dem die Betten stehen, heisst 'das Flet'. Dies Wort aber gehört zu den ältesten germanischen Benennungen des Hauses. Wie im Altnordischen

und Angelsächsischen ist *flet* in der altsächsischen Dichtung vom Heland der eigentlich epische Ausdruck für die Wohnung. Flet heisst die Halle, in welcher der König Herodes mit seinen Helden beim Gelage sitzt, als seine Tochter vor ihnen tanzt, Flet der Saal in dem die Hochzeit von Kanaan gefeiert wird: in dieser Bedeutung wechselt es ab mit den synonymen Ausdrücken *seli* (Saal), *gast-seli*, *halla* und *that hōha hūs*. Flet heisst aber auch die einfache Behausung des Zacharias. Es ist überall das inhaltvolle poetische Wort für den Schauplatz des gesammten Familienlebens. Wie es im eddischen Gedichte Rígmál (35) vom adligen Jarl heisst:

Opp ox þar Jarl á fletium
(Es erwuchs der Jarl daheim in der Halle),

klagt im Heland v. 150 der gealterte kinderlose Zacharias, in formelhaft allitterirender Wendung, dass er und sein Weib nun siebenzig Winter Bank- und Bettgenossen gewesen, und dass es ihnen leider nicht beschieden:

that wit erbiward égan móstin,
fóðean an unkun flettea;

einen Erben zu besitzen, zu erzeugen für ihr Haus.

Ebenso wie *flet*, das ursprünglich nur den einfachen Hausraum bezeichnet, für den Saal und für die schlichte Wohnung gleichmässig gebraucht wird, bezeichnet umgekehrt das Wort für die Halle, *seli*, auch das Bauernhaus: im Saale versammeln sich nicht bloss die Helden um den König, in den 'Saal' wird ebenfalls 'das reine Korn' zusammengetragen (2570).

Die saalartige Construction des sächsischen Hauses müsste die gleichmässige Anwendung beider Bezeichnungen besonders erleichtern.

IV. DAS FRÄNKISCH-OBERDEUTSCHE HAUS.

Wie die bisher betrachteten Bauernhäuser müssen wir auch das fränkisch-oberdeutsche aus der altgermanischen Grundform herzuleiten versuchen.

In seiner einfachsten Gestalt besteht das Haus aus zwei Theilen: aus dem Flur, welcher zugleich den Eingang und den Heerdraum enthält und aus der daneben befindlichen geschlossenen Stube.

Von diesen beiden Räumen ist heute die Stube das Hauptgemach des Hauses, während der Flur in der Regel eine geringere Wichtigkeit behauptet. Aber dies Verhältniss war nicht immer so. Je ältere Exemplare wir antreffen und in je ältere Zeiten wir zurückgehen, desto bedeutsamer wird der Heerdraum und desto nebensächlicher die Stube. In dem alten Eifelhause (S. 12 f.) ist das frei lodernde Heerdfeuer der Mittelpunkt des ganzen Hauses geblieben. Erst eine lange Entwicklung, welche an die Erfindung der Oefen und eine dadurch bedingte practische Zimmerabtheilung geknüpft ist, hat den alten, durch lange Tradition geheiligten Hauptraum so zu beschränken vermocht.

Die einst hervorragendere Bedeutung des Flures oder Heerdgemaches bestätigen überdies sprachliche und litterarische Zeugnisse. Die Namen, die heute noch an ihm haften, bezeichneten in der älteren Zeit das gesammte Haus. Der Flur des Bauernhauses heisst 'Eren' wie einstmals der grosse Hauptraum benannt wurde, auf dem das ganze häusliche Leben und Treiben der Familie und der Heerdgenossen sich abspielte. Das Wort hat eine alte Genealogie und gehört in seinem Stamme zu lat. *ara* (Heerd, Altar), *area*, *arena*. Die angelsächsische Sprache bezeichnet mit *ærn* das gesammte Haus, ja sie bildet ihre eigentlich dichterischen Worte dafür durch Compositionen mit *ærn*: *heal-ærn* das Hallenhaus, *gäst-ærn* das Gästehaus, *medo-ærn* die Trinkhalle, *holm-ærn* das Wogenhaus (das Schiff) u. A. (Grimm, Grammatik II, 338). Die althochdeutschen Glossen verwenden das Wort freilich nur in der Bedeutung von 'Estrich' (*parvimentum* Graff I, 463).

Länger hat sich die zweite alte Benennung, 'das Fletze', in der Litteratursprache erhalten, die in den modernen Dialecten gleichfalls auf den Hausflur eingeengt ist. Dass das Flet einst der ganze Wohnraum des germanischen Hauses war, haben wir gesehen. Auch die althochdeutsche Form

fazzi oder *flezzi* übersetzt in den Glossen *atrium* (das grosse Hauptgemach), daneben aber *aditus*, das den Eingang enthaltende Gemach (Graff 3, 777).

Auch die altdeutsche Poesie zeigt die einst grössere Wichtigkeit dieses Raumes. In der Kindheit Jesu, einem Gedichte des zwölften Jahrhunderts, wird berichtet, dass im Fletze Decken und Teppiche um das Feuer herum gelegt werden (S. 94, 10 ed. Hahn), und ein ander Mal rüstet sich die Hausfrau zum Empfang der Gäste, die sie bewirten will, indem sie Feuer anzündet, das Fletze kehrt, und Speisen dazu setzt (87, 13). Hier am Heerde bewirtet auch sonst der Hausherr seine Gäste (Haupt zu Erec² S. 333), hier gehen sie Nachts zur Ruhe: *flezzi* und *betti* werden des öftern formelhaft verbunden (Schmeller II² 800).

Neben dem alten Heerdraum hat sich die 'Stube' erst allmählich zu der hervorragenden Bedeutung entwickelt, die sie jetzt behauptet. Es fragt sich nur, wie und woraus sie entstanden ist.

Abzuweisen ist zunächst die Vermuthung, zu der uns vielleicht die Analogie der nordischen und hinterpommerschen Häuser verführen könnte: dass die Stube die alte Vorhalle sei, die ebenso in Wände gefasst und dem Hause einverleibt wurde, wie es dort mit den aus der Vorhalle entstandenen Räumen der Fall war. Aber für Franken und Oberdeutschland lässt sich dies nicht im geringsten wahrscheinlich machen. In Ostdeutschland und im Norden haben sich überall Reminiscenzen an den ursprünglichen Charakter der Vorhalle erhalten und ihr ist nirgend der Eingang entzogen, hier dagegen ist sie immer geschlossen und erinnert in Nichts an die Vorhalle.

So bleibt denn nur die Annahme übrig, dass die Stube von vorn herein ein innerer Theil des Hauses war, der durch eine Wand vom rauchigen Heerdraum abgesondert wurde. Diese Annahme erhält in der That eine grosse Sicherheit dadurch, dass auf den ältesten bekannten Grundrissen oberdeutscher Häuser bereits dasselbe der Fall ist.

Durch einen glücklichen Zufall ist uns der Originalbauriss des Klosters St. Gallen aus dem Jahre 820 er-

halten¹, auf dem die Grundrisse von etwa 40 besonderen Gebäuden verzeichnet sind, und der mit erläuternden Erklärungen versehen ist. Dieser Plan hat zu mancherlei unrichtigen Auffassungen Anlass gegeben, und doch dürfte er ziemlich klar sein, wenn wir ihn nur in demjenigen Zusammenhange betrachten, in den er gehört. Ueber die Provenienz desselben wissen wir Nichts, als dass in den Zueignungsworten Gozbert, wahrscheinlich der damalige Abt, nicht der Diakon, als 'Dulcissime fili Gozberte' angeredet wird. Er rührt also vermuthlich von einem Bischof oder einem älteren Freunde des Abtes her, bei dem dieser sich Rathes erholte. Ferner zeigt er bei entschiedener Unkenntniss der St. Galler Oertlichkeiten doch Vertrautheit mit den dortigen Verhältnissen. Woher er aber auch stammen mag, jedenfalls erscheint in den altertümlichen Grundrissen, welche er enthält, das fränkisch-oberdeutsche Bauernhaus in allen wesentlichen Bestandtheilen vorgebildet zu sein.

In verschiedenen Modificationen tritt uns dieselbe normale Anlage des Hauses entgegen. In der Mitte desselben liegt überall der grosse Hauptraum mit dem breiten Heerde, um ihn herum sind Kammern und Verschläge angebracht.

Die vollständigste Form des einfachen Hauses zeigt das Gästehaus (Fig. 59). Es ist, wenn wir das beige-

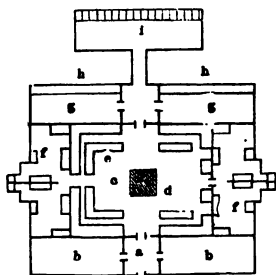


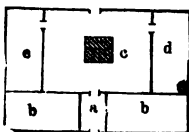
Fig. 59.

förmige Längenmass der Kirche auf diesen Grundriss übertragen, etwa 45 Fuss lang und 42 1/2 Fuss breit. In die einzelnen Räume sind die folgenden Benennungen hineingeschrieben: a ingressus, bb cubilia servitorum, c domus hospitum ad prandendum, d locus foci, e mensae, ff caminatae cum lectis, gg stabula caballorum, hh praesepia (Krippen), i exitus necessarius.

Der Hauptraum (c) ist 22 1/2 Fuss, der Heerd in der Mitte desselben 5 Fuss lang.

¹ Bauriss des Klosters St. Gallen vom Jahre 820. Im Facsimile herausgegeben und erläutert von Ferdinand Keller. Zürich 1844.

Diese Form vereinfacht sich häufiger, und es sind dann zunächst die hinteren Verschläge, die in Wegfall kommen. Ein interessanter und zugleich völlig deutlicher Beleg hierfür ist die Wohnung des Gärtners (Figur 60), deren innere Einrichtung zu keinen Zweifeln Anlass gibt.



Figur 60.

Ein schematischer Grundriss eines römischen Hauses. Das Haus ist rechteckig und unterteilt in mehrere Räume. Oben links befindet sich ein Raum mit der Beschriftung 'e'. Rechts daneben ist ein dunkel schattierter Bereich mit der Beschriftung 'c' zu sehen. Ganz rechts oben liegt ein Raum mit der Beschriftung 'd'. Unter diesen drei Räumen befinden sich zwei weitere Räume, jeweils mit der Beschriftung 'b'. In der Mitte des Hauses befindet sich ein kleinerer Raum mit der Beschriftung 'a'. Ein Hof oder Garten ist als offener Bereich zwischen den äußeren Wänden dargestellt.

In anderen Häusern, wie in dem der Aerzte, fehlt auch die vor dem Hause gelegene Eingangspartie, während die Kammern zu beiden Seiten des Heerdraums festgehalten sind. Wesentliche Umgestaltungen treten aber nur dort ein, wo besondere Gebrauchsbedürfnisse eine veränderte Form bedingten.

Die Uebereinstimmung dieser Typen mit unserem Bauern-
hause ist eine sehr weitgehende und unverkennbare.

Betrachten wir zunächst den inneren Wohnraum. Er ist dreifach gegliedert nach fränkischer Art. Bei weitem den Hauptbestandtheil bildet der annähernd quadratische Heerdraum mit dem breiten Heerd in der Mitte¹, mit den Bänken und Tischen an den Wänden. Wie im fränkischen Hause vermittelt der Eren überall den Ein- und Ausgang,

¹ Der Heerd ist durch die Beischrift in Fig. 59 völlig gesichert, und auch auf einem anderen Plane steht 'testudo' dabei. Dennoch ist Keller auf den wunderlichen Gedanken gekommen, dass diese eingezeichneten Quadrate kleine Häuser bedeuten sollen, die innerhalb eines Hofes ständen. Solche Häuschen von ein paar Schuh Länge und Breite wären ausserdem doch gar zu sinn- und zwecklos. Unsicher ist auch Otte: Geschichte der deutschen Baukunst S. 99 f.

sowie den Zutritt zu den beiden Seitenräumen, die hier freilich durchweg sehr schmal erscheinen. Wie im fränkischen Hause ist in der Wohnung des Gärtners der eine Seitenraum schon zur heizbaren Stube umgewandelt, während der andere Kammer geblieben ist. Wie im jetzigen Bauernhause sind diese Seitenräume stets und ständig geschlossen.

In Uebereinstimmung mit unseren Grundrissen werden auch in den Capitularen Karls des Grossen wiederholt aus drei Zimmern bestehende Wohnungen genannt. Wir dürfen mithin sicher sein, in dieser dreifach gegliederten Wohnanlage bereits einen karolingischen Typus vor uns zu haben.

Aber wir finden nun weiter fast regelmässig an der Vorderseite der St. Gallischen Gebäude eine Vorhalle angebracht, und zwar eine dreifach gegliederte. In der Mitte derselben liegt der Haupteingang, der in Figur 59 ausdrücklich als 'ingressus' bezeichnet wird, rechts und links davon sind Seitenverschläge abgetheilt (bb), die beide Mal als Schlafstätten für das Gesinde dienen, und somit an die homerische Sitte erinnern, wo die Gäste in der Vorhalle des Hauses zu schlafen pflegen.

In dem Gästehaus findet sich an der Rückseite des Hauses eine entsprechende Anlage, die zu Pferdeställen benutzt wird.

Wir entnehmen hieraus, dass einst auch das fränkisch-oberdeutsche Haus eine Vorhalle gehabt hat. Es fragt sich nur, ist dieselbe völlig geschwunden, oder sind Spuren von ihr zurückgeblieben?

In der That ist das letztere in hinreichendem Masse der Fall. In ganz Franken und Oberdeutschland sind heute noch vor der Hausthüre nicht bloss grössere Schutzdächer, sondern auch an drei Seiten geschlossene Vorlauben hinreichend nachweisbar. Mehrfach ist sogar ein vorspringendes Vor- oder Treppenhaus vor dem Flure erhalten, wie beim Siebenbürger Bauernhause. Schröer S. 10 bemerkt darüber: Diese Laube, die auch in der Zips (im ungarischen Berglande) und in Schlesien vorkommt, in der Mundart *lif* genannt, bildet oben einen Vorplatz des Flures. Man übersieht von da das Innere der Wirtschaft wie von einem

Fenster. 'Der Bauer schaut von da Morgens nach Wind und Wetter, Abends nach den Pferdedieben aus, wenn der zottige Hund ihre Nähe bellend verkündigt; die Bäuerin sitzt da mit ihren Nachbarinnen im Gespräch, die Tochter pflegt auf der Brüstung ihre Blumen' (Aus der Broschüre, die auf der Ausstellung verkauft wurde).

Diese Laube ist auf der Abbildung wie ein kleines Vorhaus anzusehen. Sie unterscheidet sich von der St. Gallischen Vorhalle wesentlich dadurch, dass sie nur vor dem Eren, nicht auch vor den Seitenzimmern entlang läuft. Aber es verstand sich ganz von selbst, dass sie hier fortfallen musste, sobald man das grosse Licht- und Rauchloch in der Decke aufgab und anstatt dessen die moderne Fensterbeleuchtung einführte, da sonst aller Licht- und Luftzugang abgeschnitten sein würde.¹

Die St. Galler Grundrisse zeigen uns aber nicht nur die Anfänge unserer Bauernhäuser. Sie werden uns noch weiter aufschlussreich, indem sie auch in einem anderen Punkte den nahen Zusammenhang zwischen den karolingischen und den altgermanischen Typen aufdecken.

In jener älteren Periode der fränkisch-oberdeutschen Architektur herrschte zum Theil dieselbe Methode der Bauerweiterung wie im Norden (S. 68 f.). Um Raum für ein grösseres Hauswesen zu erhalten, rückte man auch in St. Gallen mehrere Behälter derselben ursprünglichsten Anlage Wand an Wand neben einander, die unter sich entweder unverbunden blieben (wie die von Otte mit U und U¹ bezeichneten Wirtschaftshäuser), oder durch gemeinsame Vorhallen an der Vorder- und Rückseite des Gebäudes auf eine äusserliche Art vereinigt wurden. Die Heerdstätten und die Stuben der einzelnen Wohnungen blieben dabei völlig gesondert. Figur 61, das Haus der Handwerker ('Haec sub se teneat fratrum qui tegmina curat'), lässt diese Einrichtung sehr klar hervortreten. Es ist, wenn wir

¹ Im Innern Russlands sollen vielfach dunkelnde Gänge vor der Langseite des Hauses sich hinziehen. Es wäre wichtig, darüber etwas Genaueres zu erfahren und zu erforschen, ob diese Einrichtung gleichfalls auf die offene Vorhalle des altslavischen Hauses zurückgeht (S. 101 f.).

wiederum den Massstab der Kirche darauf übertragen, 55 bis 60 Fuss lang und etwa 38 Fuss breit. Die Räume sind

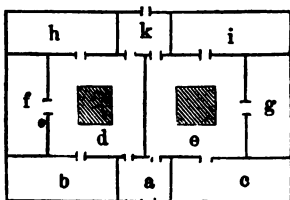


Fig. 61.

nach den eingeschriebenen Bezeichnungen in folgender Weise unter die einzelnen Handwerker vertheilt: a (unbezeichnet) ist der Eingang, d ist 'domus et officina', in b sind die 'tornatores', in c die 'coriarii', in e die 'camerarii', in f die 'emundatores et politores gladiatorum', in g die 'scutarii', in h

die 'sutores', in i die 'sellarii' untergebracht. Der andere Eingang k ist wiederum unbezeichnet gelassen.

Die Tradition solcher Bauweise ist heute in der Schweiz noch nicht abgerissen. Wenn zwei Familien ein Haus gemeinsam bewohnen, was im Berner Oberland öfters der Fall ist, so werden zwei Wohnungen von gleicher Einrichtung wie Figur 9 seitwärts an einander gestellt, und es entsteht eine ganz entsprechende Anlage wie Fig. 61. Die Mittelwand, welche den Giebel theilt, trennt die beiden Wohnungen mitunter so, dass die Küche gemeinschaftlich, oder dass beide Küchen an jener Wand doch einen gemeinsamen Rauchfang haben. Das Haus wird dann nach der Giebelseite doppelt so lang als nach der Traufseite, und jede Wohnung hat nur eine Seitenlaube (Glabach, Die Holzarchitektur der Schweiz S. 8).

Im Allgemeinen aber ist dies Verfahren nicht häufig angewendet, sondern die Vergrößerung geschieht fast durchweg in der Weise, dass an das einfache Haus Stallungen angereiht werden, und dass es mit anderen Gebäuden zu einem regelmässigen Hofe vereinigt wird.

Bei der fortschreitenden Erweiterung der Wohn- und Wirtschaftsräume würden wir nun darauf gefasst sein, auch beträchtliche Varianten sich entwickeln zu sehen. Allein dies ist in sehr geringem Masse der Fall. Vielmehr herrscht in dem weiten Umkreise des fränkisch-oberdeutschen Stilgebietes, besonders in der Ebene, eine überraschende Aehnlichkeit der Haus- und Hof-

anlage, so dass wir vom Niederrhein bis an die Tyroler Berge nahezu denselben Typen begegnen.

Diese Thatsache hat gewiss ihre besonderen Gründe. Am einfachsten dürfte dieselbe aus fränkisch - karolingischen Einflüssen zu erklären sein. Von Karl dem Grossen, der das gesammte geistige und materielle Leben der fränkisch-oberdeutschen Stämme auf einer neuen Grundlage organisirt hat, ist auch ein neuer Aufschwung der wirtschaftlichen Verhältnisse ausgegangen, und durch diesen allgemeinen Impuls der durch das ganze Gebiet fortwirkte, ist ohne Zweifel die Form der ländlichen Bauart von Franken aus mit beeinflusst worden.

Nachdem die Grundform des fränkisch-oberdeutschen Hauses erkannt ist, lässt sich die weitere Fortentwicklung desselben mit grösserer Sicherheit beurtheilen.

Bei den St. Gallischen Grundrissen haben wir es mit Ausnahme der zweistöckigen Abtswohnung überall mit Gebäuden zu thun, deren grosser mittlerer Hauptraum durch Oberlicht erhellt wurde. Die Lichtöffnung im Dach scheint sehr weit und durch ein Schirmdach geschützt gewesen zu sein. Eine Zimmerdecke war nicht vorhanden, was auch die Bestimmung der Lex Alamannorum bestätigt, welche die Erbfähigkeit eines Kindes davon abhängig macht, dass es die Augen aufschlagen und den Hausgiebel und die vier Wände ansehen könne (tit. 92).

Alle späteren Umgestaltungen werden hinlänglich und völlig natürlich dadurch erklärt, dass einmal der rauchige Heerd durch den heizbaren Ofen, und zweitens die Lichtöffnung in der Decke durch Fenster in den Seitenwänden ersetzt wurde. In den St. Gallischen Häusern hat der erstere Vorgang bereits begonnen: in der geschlossenen Seitenkammer ist in der Regel schon ein Ofen angebracht. Die Vortheile solcher Ofenheizung mussten sich sehr bald geltend machen, und sie haben im Laufe der nächsten Jahrhunderte thatsächlich dahin geführt, dass der alte Heerdraum immer mehr eingeschränkt wurde, bis er endlich zu einem schmalen Flur mit der Küche herabsank, während das Ofengemach immer mehr sich ausdehnte und schliesslich zur eigentlichen Wohnstube wurde.

Ebenso bedingte die Erhellung der Innenräume durch Fenster, dass die dunkelnden Vorplätze an der Frontseite des Hauses fortfielen; nur vor dem fensterlosen Flur konnten dieselben aufrecht erhalten werden, wo sie denn auch heute vielfach noch fortbestehen. Nachdem die Lichtöffnung im Dache überflüssig geworden, konnte ferner eine Zimmerdecke gezogen, und auf den unteren ein oberer Stock gesetzt werden, was bis dahin höchstens über den Seitenkammern möglich gewesen.

Im Uebrigen sind die Abweichungen der modernen Typen mehr zufällig und rein lokaler Natur. Sie ordnen sich etwa in folgende Hauptgruppen.

Das fränkische Haus ist in der Regel dreifach gegliedert, so dass auf jeder Seite des alten Heerdgemaches ein geschlossener Raum abgesondert wird: der am Giebel gelegene bleibt überall die eigentliche Wohnstube, während der andere als Kammer verwendet wird. Dasselbe Princip scheint in der bairischen Ebene vorzuwalten. Das alemannische Haus dagegen war ursprünglich nur in zwei Räume geschieden: in den Flur mit der Küche und in die Wohnstube. Deshalb stimmen die St. Gallischen Pläne weniger zu der alemannischen als zu der fränkischen Bauart, was wohl mit ihrer Herkunft zusammenhängen dürfte.

Der Eingang befindet sich im fränkisch-alemannischen Hause stets in der Langseite, im bairischen Gebirgshause meistens in der Giebelseite, wodurch ein etwas verändertes Verhältniss zwischen den Wohn- und den Wirtschaftstheilen bewirkt wird.

Grössere Varianten zeigen die Bauernhäuser einiger abgelegenen Gegenden, welche nicht in gleicher Weise in die allgemeine Strömung hineingezogen sind und deshalb mehr Eigenthümlichkeiten bewahrt haben.

Im Innthal begegneten sich in alter Zeit Alemannen und Bajuwaren. Die ersteren siedelten sich im Engadin an, während die Bajuwaren durch das untere Flussthal vordrangen (Zeitschrift für Ethnologie XIII, S. 202 ff.).

So steht auch das Haus des Engadin zwischen dem schwäbischen und bajuvarischen in der Mitte. Mit letzterem

theilt es die Giebelstellung des Einganges, mit ersterem die Zweigliedrigkeit der inneren Anlage. Eine Beschreibung desselben liefert Gladbach S. 10 f., der ich die folgenden Angaben entnehme.

Das Haus steht mit der Giebelseite und dem grossen Einfahrtsthore der Strasse zugekehrt. Vorne liegt der Wohnraum, dahinter der Heuboden, unter dem die Stallungen angebracht sind. Durch das Thor tritt man in den breiten Flur, welcher die eine Hälfte des Wohnraums ausmacht. Er vermittelt nicht nur den Zutritt zu allen übrigen Räumen des Hauses, sondern dient sogar den beladenen Erntewagen als Durchfahrt in den hinteren Speicher. In ihm befindet sich seitwärts des Thores ein Fenster mit Tisch und Bank davor, wo im Sommer gespeist wird. Rechts daneben sind durch Zwischenwände die heizbare Stube und die Küche abgesondert. Der ganze Hinterraum des Gebäudes wird als Heuspeicher benutzt. Die Umfassungsmauern desselben sind durch grosse, Kirchenfenstern ähnliche Oeffnungen durchbrochen, welche mit ausgeschnittenen Brettern verschlossen zu werden pflegen.

Der grosse Flur geht gewiss auf das Heerdgemach des altgermanischen Hauses zurück. Der Heerd selber freilich ist aus ihm entfernt, aber häufig erinnert noch ein Kamin an sein ehemaliges Vorhandensein. Dadurch dass die Küche seitwärts hinter der Wohnstube angelegt wurde, was auch in Oberbaiern vielfach der Fall ist, erreichte man zugleich eine freie Passage nach den hinteren Wirtschaftsräumen.

An dieselbe Grundform wie das alemannische und das Engadiner knüpft auch das sogenannte burgundische Haus an, das nach Gladbach S. 8 im Berner Oberlande, besonders in den Simmen- und Saanenthälern sich findet. Es hat sich wiederum in anderer Weise fortentwickelt und ist dabei dem alten Urbild weit näher geblieben wie das fränkische und alemannische Haus.

Die Küche bildet den Centralpunkt des gesammten Hauses. Um sie herum sind alle Zimmer und Kammern gruppiert. In der Mitte dieser Küche, unter dem sehr weiten, nach oben pyramidalisch verengten Rauchfang von vernuteten starken Bohlen befindet sich der Heerd und seit-

wärts die abgesonderte Feuerstätte für die Käseerei. An der Ausmündung des Schornsteins über dem Dach von eben

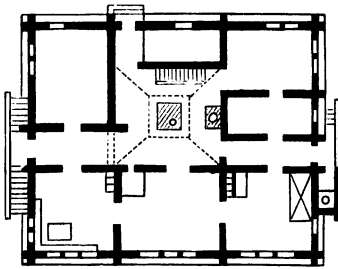


Fig. 62.

solchen Bohlen sind bewegliche Holzklappen angebracht, um sowohl Regen und Schnee abzuhalten, wie auch die Wärme zu sichern. Oft erhält die Küche nur durch diesen Rauchschlot das nötige Licht von oben (Gladbach S. 8, wo leider keine detaillirte Erklärung des Grundrisses beigefügt ist).

Das Charakteristische dieser Anlage beruht wesentlich darauf, dass der Heerd nicht von seinem alten Platze entfernt wurde. Er ist weder an das hintere Ende des Flurs gerückt, wie in Franken und Alemannien, noch seitwärts hinter die Stube geschoben, wie im schwäbischen und bajuvarischen Gebirgshause, sondern er ist durchaus als der Mittelpunkt des ganzen Hauses festgehalten, dem sich alle übrigen Räume anpassen mussten.

Ursprünglich wird auch das burgundische Haus aus zwei Theilen bestanden haben: dem grossen Heerdraum und dem separirten, seitwärts davon gelegenen Wohntheil.

Von dem alten Heerdgemach sind gewiss alle auf der einen Seite des schmalen Ganges gelegenen Kammern und Gelasse abgezweigt: die sonderbar unregelmässig zusammengestückten Wände dieses Abschnittes erweisen ihre eigene Ursprünglichkeit noch zur Genüge. Die Stuben bildeten daneben wohl schon länger einen eigenen, abgesonderten Theil des Hauses, der sich von dem entsprechenden des alemannischen Hauses nur dadurch unterscheidet, dass er nicht in zwei, sondern in Uebereinstimmung mit der Disposition des Nebenraumes in drei Zimmer aufgetheilt ist.

Die Häuser des Berner Oberlandes sind wahre Meisterstücke der volkstümlichen Architektur. Sie legen ein ehrenvolles Zeugniß ab für die Kunsfertigkeit ihrer Erbauer, deren

Ruhm nahezu anderthalb tausend Jahre zurückreicht. Die alten Burgunden waren schon als tüchtige Bauleute bekannt, als sie noch auf dem rechten Rheinufer wohnten. Aus dieser Zeit berichtet der Grieche Socrates Scholasticus in seiner *Historia ecclesiastica* VII, 30: 'Es gibt ein Barbarenvolk, das jenseit des Rheinstromes wohnt, sie heissen Burgunden. Sie kümmern sich nicht um öffentliche Angelegenheiten, denn sie sind fast alle Zimmerleute und ernähren sich vom Lohn ihrer Arbeit' (Migne, Patres Graeci, Band 67 S. 806).

Wie weit die letztere Angabe begründet ist, dass sie als Lohn suchende Handwerker umherzogen, muss freilich dahin gestellt bleiben; denn es verstiesse durchaus gegen altgermanische Sitte, sich sein Haus von fremdem Manne erbauen zu lassen.

V. DAS WESTGERMANISCHE HAUS.

Wenn es uns gelungen ist, die älteste Form der oberdeutschen Bauart zu erschliessen, so erübrigt noch, kurz einen Blick auf das Verhältniss derselben zu den anderen deutschen Stilarten zu werfen.

Der wesentliche Unterschied zwischen dem oberdeutschen und der Hauptform des ostgermanischen Hauses beruht darauf, dass bei ersterem die Vorhalle mit dem Eingang nicht vor der Breitseite, sondern vor der Langseite liegt, und dass der Eingang nicht in der einen Ecke der Vorhalle, sondern in der Mitte derselben, der Zimmerthür gerade gegenüber, angebracht ist, wobei der Vorraum nunmehr auch nicht zweifach, sondern dreifach gegliedert erscheint.

Diese Form tritt uns hier nicht zum ersten Mal entgegen. Wir haben sie genau in derselben Gestalt schon kennen gelernt, als die Grundform des ostnorwegischen Hauses aus Gudbrandsdalen (S. 65 f.). Beide Anlagen sind durchaus identisch und stützen sich gegenseitig.

Bei dem friesischen Hause können wir den Zusammenhang nicht so leicht aufnehmen. Aber es dürfte dies nur an der Beschaffenheit unseres Materiales liegen, welches

uns nicht gestattet, bis zu den ältesten Gestalten zurückzudringen.

An dem modernen friesischen Hause lässt sich keine Vorhalle mehr nachweisen. Gleichwohl muss sie früher vorhanden gewesen sein, da Plinius aus eigener Anschauung von ihr berichtet (S. 130): in ihr (*in vestibulo domus*) sammelte man damals, wie heute am Eingang des Pellwormer Hauses (S. 52), das sorgfältig aufgefangene Regenwasser.

Vielleicht aber geht auf dies Vestibulum noch das Vor- und Zwischenhaus in der alten ostfriesischen Anlage zurück, welches den einzigen Zugang zur Wohnung enthält (Fig. 25). Da man ohne eine längere Tradition schwerlich darauf verfallen sein würde, so dürfte es an dieser Stelle schon alterthümlich sein. Die in ihm aufgestellten Betten erinnern uns an die Einrichtung der St. Gallischen Häuser, wo in den Seitenräumen der Vorhalle gleichfalls Lagerstätten angebracht sind (S. 142. 144).

Ueberhaupt ist das Vorhaus am nächsten mit demjenigen des fränkischen oder siebenbürgischen Hauses zu vergleichen. Beide liegen vor der Langseite des Wohnhauses, nehmen aber nicht die ganze Breite desselben ein, sondern bleiben auf die mittlere, vor dem Eingang gelegene Partie beschränkt. Ob sie auch in ihrem Ursprunge zusammenfallen, ob auch das friesische einst vor der ganzen Langseite sich hinzog, so dass rechts und links von dem mittleren Abschnitt Verschlüsse angebracht waren, können wir nicht mehr feststellen. Ebenso wenig lässt sich entscheiden, ob sich der eigentliche Wohntheil, wie in Oberdeutschland, aus dem grossen Heerdraum (der jetzigen Küche e) und einer heizbaren Seitenkammer (dem jetzigen Piesel k) entwickelt hat, was das Wahrscheinlichere sein dürfte, oder ob er aus zwei an einander gerückten Häusern entstanden ist.

Soviel aber steht fest, dass das friesische Wohnhaus seine meisten Anknüpfungen nach der fränkischen Seite hin findet. Und es darf wohl vermuthet werden, dass es von einer ganz entsprechenden Grundform ausgegangen ist.

Etwas anders steht es mit dem sächsischen Hause.

Das sächsische Bauernhaus hat eine viel längere Ent-

wicklung hinter sich als das fränkische und das friesische Wohnhaus. Der sächsische Stamm hat von allen zuerst die ursprüngliche Hütte aufgegeben. Da die Wohnung von vorn herein mit zum Wirtschaftshause gemacht wurde, so musste sie auch sofort einen vergrösserten und ganz besonderen Charakter annehmen, der durch alle späteren wirtschaftlichen Fortschritte noch immer gehoben wurde.

So ist es gekommen, dass das sächsische Bauernhaus fast bis in die Gegenwart hinein unberührt geblieben ist von denjenigen Factoren, welche das fränkische und friesische Haus auf entscheidende Weise modernisirt haben: dem Ofen und dem Fensterglase. Noch heute brennt, wie zur Zeit des Heidenthums, in der Mitte des Hauses das freilodernde Heerdfeuer, noch heute dringt das Licht durch wenige vereinzelte Wandfenster hinein. Das Glas hat es hier nicht vermocht, den Innenbau zum Aussenbau zu machen, wie in Franken und Oberdeutschland. Noch immer erfüllt das Haus seinen vollen Zweck, indem es die Familie und den gesammten Haushalt in seinen vier Wänden und unter seinem hohen Dache birgt. Ein lebendiger und natürlicher Zusammenhang mit der Aussenwelt ist hier nirgend hergestellt und erstrebt.

Trotz dieser eigenartigen Entwicklung sind dennoch die einfachen altgermanischen Bestandtheile des Hauses völlig erkennbar geblieben: der grosse Hauptraum mit dem Heerd in der Mitte und die Vorhalle, welche dreifach gegliedert war. Durch diese Form aber hängt das sächsische Haus eng mit dem friesischen und fränkischen zusammen. Nur ist die sächsische Vorhalle im weiteren Verlaufe der Entwicklung nicht so reducirt worden, wie in Franken und Friesland, sondern häufig ganz in den Innenraum hineingezogen. In diesem beschränkten Sinne dürfen die Typen des westgermanischen Hauses auch als eine besondere Gruppe den ostgermanischen gegenübergestellt werden.

VI. DIE GERMANISCHE HALLE.

Von denselben Anfängen wie das Bauernhaus ist auch die germanische Halle ausgegangen. Sie vertritt jenem gegenüber die höhere Gattung der deutschen Architektur.

Ihre höchste Vollendung hat sie im skandinavischen Norden und auf Island erreicht, wo das rauhe Klima die Entwicklung der Hallenbauten vorzüglich begünstigte. Ueberdies fanden die Skandinavier in der von ihnen langgeübten Schiffsconstruction eine tüchtige Schule der Baukunst.

Die nordischen Hallen sind vergrösserte Wohnhäuser, die als Gastsäle dienten und ein zahlreiches Gefolge zu beherbergen vermochten. Oft haben sie recht erhebliche Dimensionen angenommen. Die Halle des Gisli Sursson auf Island war 100 Ellen lang und 10 Faden breit, die des Biarni zu Krossavik auf Island 35 Faden lang, 14 Ellen hoch und 14 Ellen breit. Die Ausdehnung der letzteren verschaffte ihrem Erbauer den Beinamen 'Langhaus'.

Noch ansehnlicher als auf dieser waldarmen Insel waren in der Regel wohl die norwegischen Hallen, in die uns folgende Beschreibung aus der Sage von Raudulf und seinen Söhnen einführen mag (Fornmanna Sögur V, S. 331 ff.), deren historische Ereignisse in die erste Hälfte des elften Jahrhunderts zurückgehen.

Raudr, der auch Thorolf hiess, besass einen prächtigen Wohnsitz und war der reichste Mann in der ganzen Thallandschaft. Er und sein Vater hatten alle die Häuser erbaut, welche die kunstreichsten waren. Darauf schickte Raudulf seine Söhne zu König Olaf und lud ihn zum Gastmähle ein. Es war spät am Tage als Olaf zu Raudr kam, und er hatte bei sich zwei Hundert Mann. Der König sah dort hohe Umzäunungen und wohl geschlossene, aber als sie zum Thore kamen, da war es geöffnet. Es war sehr tüchtig, die Thür drehte sich in eisernen Angeln, und nicht leicht war es hineinzukommen, wenn sie geschlossen war. Aber als der König in das Thor hineingeritten war, da stand vor ihm der Bonde mit seinen Söhnen und vielen Mannen. Raudr begrüßte freundlich den König und seine Mannen und sie stiegen von ihren Rossen. Da fragte der König: 'Ist das schöne Haus eine Kirche, das ich hier im Hofe sehe?' Der Bonde antwortete: 'Das ist mein Schlafsaal, den ich im Sommer gebaut habe, und eben erst ist er fertig geworden'. Alle Dächer am Hause waren mit schuppigen Schindeln gedeckt, die neu aufgelegt und frisch

überstrichen waren. — Darauf gingen sie zur Wohnung und der König gewährte, dass es ein sehr grosses Haus war, mit Planken bekleidet und frisch überstrichen. Der König sah dort im Hofe viele Häuser, grosse und kleine, aber alle sehr schön . . . Dann ging der König ins Haus, man trug Kerzen vor ihm her, und als sie hineinkamen, war Alles prächtig hergerichtet. Er setzte sich auf den Hochsitz und neben ihm zur einen Hand der Bischof, zu seiner Linken aber sass die Königin, und die vornehmen Frauen folgten darauf. Biörn, der Marschall, sass dem Könige gegenüber auf der niedern Bank und das Gefolge zu beiden Seiten desselben. Neben dem Bischof aber sassen die Lehnsmänner. Nachdem nun die Gefährten des Königs auf den Langbänken ihre Sitze eingenommen, da war die Stube längs den Wänden besetzt, aber die Hausgenossen und das Gesinde sassen auf beweglichen Stühlen und Bänken. Der Bonde Raudolf sass vorn auf einem Stuhl, der vor den Lehnsmännern stand. Da gab es ein herrliches Fest und mancherlei Getränke und gute Gerichte. Die Nacht schlief der König mit dem ganzen Gefolge in dem mit grosser Pracht ausgestatteten Schlafsaal. —

Im Allgemeinen war die Halle ein oblonges Gebäude, dessen Giebel nach Ost und West, dessen Façade nach Süden, der Sonne zugekehrt war. Der Haupteingang befand sich in der östlichen Giebelseite; ihn vermittelte die 'Männerthüre' (*karldyr*), aber man trat durch sie nicht unmittelbar in die Halle, sondern zunächst in einen Vorraum (*forstofa*, *framhús*, *forskáli*, *anddyri*), der wie im Bauernhause in der Mitte halbirt war. Die Aussenthüre lag im südlichen Abschnitt desselben und war so breit, dass mehrere Personen neben einander darin stehen konnten. Die Innenthüre wurde mit einer Eisen- oder Holzstange (*járnsló* oder *slagbrandr*) verriegelt. Am entgegengesetzten Ende des Saales befand sich oft eine zweite Thür, die Frauenthüre, wiederum durch ein besonderes Vorhaus geschützt. Doch gab es auch eine andere Form der Halle, bei der die hintere Querwand geschlossen war.

Der Hauptraum reichte ohne weitere Zwischenabtheilung von der Diele bis zum obersten Dachbalken (*mænr*) empor.

Der Fussboden (*golf*) bestand aus festgestampfter Erde, in der gelegentlich (Saga Olafs Tryggvasonar Kap. 132) sogar noch ein Bächlein als Rinne dahin floss. In der Mitte der Halle brannten die Langfeuer, deren emporwirbelnder Rauch durch verschliessbare Dachöffnungen (*ljóri, reykberi*) hinauszog, welche in der Regel auch als Fenster dienten. Der Verschluss und die Einrichtung der letzteren war ganz entsprechend wie im Bauernhause (S. 63).

An den Langseiten der Halle standen die Bänke, und zwar an der nördlichen Wand meist die angesehenere (*œðri bekkur*), in deren Mitte sich der Hochsitz des Hausherrn (*hásæti, öndvegi*) mit den heiligen Hochsitzsäulen (*öndvegissúlur*) befand. An der Gegenüberseite war die zweite Langbank (*uoæðri bekkur*) angebracht, gleichfalls mit einem Hochsitz in der Mitte, welcher dem vornehmsten Gaste angewiesen zu werden pflegte. Auf diesen Bänken sassen die Männer ebenso nach Rang und Würden vertheilt, wie es in Attilas Hause der Fall war (S. 124).

Die Wände waren inwendig mit Brettergetäfel verkleidet, das oft durch Malereien und Schnitzwerk verziert war; bei besonderen Veranlassungen wurden sie auch wohl mit gewürkten Tapeten decorirt. Den kriegesischen Hauptschmuck aber bildeten in der Häuptlingshalle die glänzenden Waffen, die Ringbrünne nebst Helm und Schwert (Fms. V, S. 307), die an der Wand über dem Sitze jedes Mannes hingen.

Neben diesen allgemeinen und ziemlich feststehenden Zügen begegnen uns mancherlei besondere und abweichende Formen, welche wir nicht kritiklos zusammenwerfen dürfen, wenn es uns auch noch nicht gelingt, die einzelnen lokal und historisch genau zu fixiren. Dass aber bei der Halle ebenso wie beim Bauernhause, aus dem jene doch erwachsen, die Varianten ursprünglich lokal begränzt waren, unterliegt keinem Zweifel. Um diesen ursprünglichen Befund erkennen zu können, wird man am besten thun, das später besiedelte Island, in welchem Einflüsse mannigfacher Art zusammentrafen, erst in zweiter Linie zu berücksichtigen.

Für Norwegen lassen sich wenigstens zwei alte Formen unterscheiden.

Die eine hatte Thüren an beiden Giebelenden und im Innern eine mehr dreischiffige Gestalt, wobei die Bänke mit den Hochsitzen in der Mitte an den Langwänden angebracht waren. Dies ist die älteste Form der nordischen Königssäle ¹.

Sie hängt auf keinen Fall mit dem verbreitetsten Typus des Bauernhauses zusammen, welcher an der geschlossenen Rückwand des Hauses den separirten Bettwinkel und zum Theil auch den Platz des Hochsitzes enthält. Dieser Abschnitt würde schwerlich so verändert und zu einem zweiten Eingang geöffnet worden sein. Vielmehr müssen wir jene Form mit der dreischiffigen des nordjütischen und südnorwegischen Bauernhauses combiniren (S. 127 f.), in dem die Hinterwand in der Regel nicht ganz zugebaut, sondern offen ist. Dieser Typus wird im Bauernhause dadurch zu einem vollendet dreischiffigen, dass die Schlafverschläge nicht an der Rückwand, sondern an den Seitenwänden hinter den Langbänken angebracht werden. Dieselbe Einrichtung lässt sich in den norwegischen Hallen nicht positiv nachweisen. Sie scheint in der alten norwegischen Litteratur überhaupt nur einmal angedeutet zu sein: nach Fms. II, S. 84 befanden sich in dem Bauernhause des Biörn, in welchem der Skalde Hallfred auf seiner Reise von Konungahella in Südnorwegen nach Gautland Herberge nahm, zwei durch Thüren verschliessbare Schlafverschläge (*rekkjur, lokhvellur*), — einer für den Wirt und die Wirtin, der andere für den Gast, — welche denjenigen des altdänischen Hauses (S. 57) geglichen haben werden. Gleich-

¹ Þat var forn siðr í Noregi, at konungs hássæti var á miðjum langpalli í veizlustofum, sat þar drottning til vinstri handar konungi, var þat kallat konungs öndvegi; þótti þat sæti vegligast útifrá hvarntveggja veg, er næst var öndvegi, en úvegligast þat er næst var dyrum, en dyrr vóru á báðum endum stofunnar, skyldi konungssæti vera á þann bekk er vissi móti sólu. Annat öndvegi var á hinn úœðra pall gegnt konungi, skyldi þar sitja hinn sæsti ráðgjafi konungs fyrir hans ádrykkju, ok þótti þat mest virðing at sitja fyrir konungs ádrykkju (Fms. VI, S. 439).

wol muss sie einst in Norwegen recht verbreitet gewesen sein, denn für Island ist sie uns vielfach bezeugt, und hierhin kann sie doch nur von Norwegen aus gekommen sein. Der Kern der isländischen Bevölkerung aber stammt, wie aus den Angaben der Landnamabók zur Genüge erhellt, gerade aus Süd- und Südwestnorwegen, wo die dreischiffige Form zu Hause ist. Die Bewohner dieser Landschaften, vor Allen die Rygir und Hörðar (S. 126), setzten der Vereinigung des Reiches durch Harald Harfagr den hartnäckigsten und kräftigsten Widerstand entgegen, sie wurden am spätesten unterworfen und wanderten am zahlreichsten aus: sie werden auch unsere Haus- und Hallenform auf Island eingebürgert haben. In Norwegen selber ist sie später beträchtlich eingeschränkt, so dass sie, wenigstens nach dem Material von Eilert Sundt, nur noch in der zu Rogaland gehörigen Landspitze der Agdir sich findet.

Die zweite Form der nordischen Halle entspricht derjenigen der meisten Bauernhäuser aus den Uplanden und dem Nordwesten. In den Wohnungen ist hier die Rückwand stets geschlossen: an ihr steht das Bett und daneben ist häufig eine Querbank angebracht. Auch an der Rückwand der Halle zog sich eben dort eine Querbank (*þverpallr*) hin, in deren Mitte sich bereits vor Olaf Kyrre der Hochsitz befand. Als die beiden Könige Magnus der Gute und sein Mitregent Harald der Harte in den Uplanden bei Aslak zu Gäste waren, da sass Magnus als der Vornehmere mit einigen seiner Mannen auf der Querbank (*á þverpallinn*), Harald in der Mitte der einen Langbank, und Thorir, der Bruder des Magnus, ihm gegenüber in der Mitte der anderen Bank (Fms. VI, 193). Seitenverschlänge werden hier nicht erwähnt, und auch sonst pflegen die Gäste entweder in der oberen Loftstube oder in einem besonderen Hause zu schlafen. Diese zweite Hallenform ist gleichfalls nach Island verpflanzt worden, wo dann der *þverpallr* in der Regel als separirter Sitz der Frauen benutzt wurde.

In Norwegen selber waren es sicherlich historische Ereignisse, welche der einen Form nach der anderen das Uebergewicht verschafften und beide mehr oder weniger confundirten.

Die älteste Form der Königshalle war, wie erwähnt, die mit je einer Thür an den Giebelenden versehene. Ihre Einführung dürfte auf Harald Harfagr zurückgehen, der von Süd-norwegen, von den Vigen aus die übrigen Stämme unterwarf. Nachdem aber der spätere Wohnsitz der Könige nach dem Nordwesten des Landes verlegt war, fand die hier gebräuchliche Hallenform immer mehr Eingang. Aber erst Olaf Kyrre (1066—1093) verlegte endgültig den Hochsitz des Königs in die Mitte der Querbank (Fms. VI, 440). Unter ihm begannen zugleich die Langfeuer in der Mitte der Halle zu verschwinden, an deren Stelle gemauerte Oefen traten, unter ihm wurde auch der Golf mit Steinen ausgelegt oder mit Bohlen gedielt.

Weniger ausführliche Kunde besitzen wir von den Hallenbauten der anderen Stämme. Doch lässt selbst das geringfügige Material uns eine von der altnordischen nicht sehr abweichende Einrichtung derselben vermuthen.

Ein hübsches Bild der angelsächsischen Halle entwirft Beda, Hist. eccles. II, 13, indem er die Vergänglichkeit des Lebens mit dem kurzen Augenblick vergleicht, in dem ein Sperling durch die Halle fliegt: 'So, mein König, erscheint mir das gegenwärtige Leben der Menschen auf der Erde, im Vergleich zu jener ungewissen Zeit die uns bevorsteht, als wenn du mit deinen Herzögen und Edlen beim Mahle sitzt zur Winterszeit, wenn das Heerdfeuer in der Mitte angezündet und der Gastsaal erwärmt ist, draussen aber rings umher die Winterstürme toben mit Schnee und Schlossenregen, und ein hereinflüchtender Sperling schnell hindurchfliegt, der, wenn er zur einen Thüre hereinkommt, rasch durch die andere enteilt'. Auch hier erkennen wir einen im Innern ungetheilten Raum mit dem Heerd in der Mitte, mit zwei sich vermuthlich gegenüberliegenden Thüren.

Ein etwas deutlicheres Bild gewinnen wir aus der Beschreibung der Halle Heorot im Beovulf, die Moritz Heyne im Einzelnen zu reconstruiren gesucht hat (Heyne, Die Halle Heorot S. 34 ff.). Dies ebenerdige Gebäude hatte im Innern ebenfalls einen unabgetheilten Raum, der bis unter den Dachstuhl empor reichte. An zwei Seiten liefen Bänke entlang.

In der Mitte der einen befand sich der geräumige Hochsitz des Königs, auf der anderen der Ehrensitz des Gastes Beovulf. Dagegen gab es hier keine besonderen Schlafstätten wie in der nordischen Halle. Am Abend wurden die losen Bänke und die kleinen Tische weggeräumt, und die Betten für die Besatzung vor die Langbänke hingebreitet. Die Rüstung jedes Mannes lag hinter ihm auf seinem Sitz.

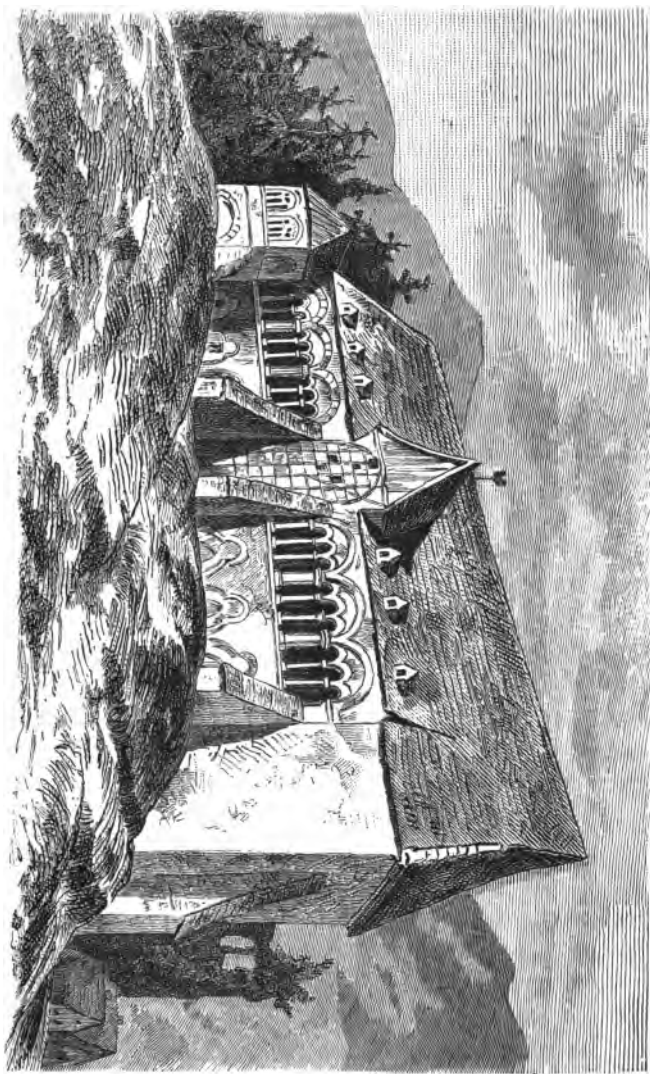
Viel mehr als diese Grundzüge, welche am meisten zu der alten südlichen Form der nordischen Königshalle stimmen, scheinen die alten Quellen nicht zu ergeben. Auch das weit-schichtige Material von Wright (*History of English Culture*) fördert uns nicht wesentlich darüber hinaus.

Entsprechende Hallenbauten gab es auch in alter Zeit auf dem Festlande. Saxo Grammaticus VIII, S. 437 (ed. Müller-Velschow) erzählt von einem grossen länglichen Gebäude, das der Dänenkönig Godricus in Friesland errichten liess behufs Erlegung des Klipschild (so genannt, weil die Münze in einen Schild geworfen wurde, so dass man sie an ihrem Klange prüfen konnte). Das Haus war 240 Fuss lang. Der Quästor sass *in capite ædis*, und hinten im letzten Fachwerk wurden die Pfennige in den Schild geworfen. Auch hier dürften sich an jeder Giebelseite Eingänge befunden haben.

In dieselbe Tradition gehören endlich die alten Saal- und Hallenbauten Deutschlands. Leider aber ist die innere Anlage derselben fast nirgend so intact geblieben, dass wir eine bestimmte Vorstellung davon erhielten. Die Reste des Barbarossaschlusses zu Gelnhausen, wie die aller ältesten Ruinen Deutschlands, haben nichts Sicheres über die Raumeintheilung des Saales ergeben. Eines der best erhaltenen Exemplare ist das freilich schon aus spätromanischer Zeit stammende Landgrafenhaus auf der Wartburg. Wie es in den mittelhochdeutschen Epen vielfach erwähnt wird, zieht sich auch hier vor dem im oberen Stockwerk gelegenen Saal ein langer Laubengang hin, der an die Vorhalle des altdeutschen Bauernhauses gemahnt. Wie die meisten Burghäuser weist aber auch die Wartburg schon eine solche Raumvermehrung und so vielfach veränderte Dispositionen auf, dass sie kaum noch als ein Vertreter der einfachen altgermanischen Halle gelten darf.

Sehr schwer von den Unbilden der wechselnden Zeiten getroffen ist auch das Kaiserhaus von Goslar (Fig. 63). Gleich-

Fig. 63.



wol erregt es unser besonderes Interesse als der älteste, noch vorhandene Profanbau Deutschlands.

QF. XLVII.

11

Erbaut ist es von einem der sächsischen Kaiser zu Ende des zehnten oder Anfang des elften Jahrhunderts. In ihm residirten dieselben von Heinrich III. bis Otto IV. Nachdem es 1065 abgebrannt war, wurde es rasch erneuert, aber schon 1205 wieder theilweise zerstört und nachher nochmals durch Brand verwüstet. Die meisten der erhaltenen Theile entstammen dem elften und zwölften Jahrhundert. Später wurde es nacheinander als Gefangenhaus, Jesuitencollegium, Krankenhaus, Schauspielhaus und Magazin benutzt und dabei so arg verunstaltet, wie unsere Abbildung zeigt. Aber auch so treten noch die alten, einfachen Verhältnisse sehr rein und wirkungsvoll hervor.

Wir sehen die Ostseite des langgestreckten, zweigeschossigen Baues vor uns¹. Das etwa 16 Fuss hohe untere Stockwerk besteht aus einem ummauerten, balkengedeckten Raum mit einzelnen freistehenden Pfeilern im Innern. Es erscheint jedoch nur wie ein niederer Sockel gegenüber dem weiten, luftigen Saale, dessen Front uns eine lange Reihe je dreifach durch Säulen getheilte Bogenfenster entgegenkehrt, von denen besonders das mittlere, zugebaute von erheblichen Dimensionen war.

Den Zugang vermittelte an jedem Ende eine grosse doppelarmige Treppe, welche zu einem besonderen thurmartigen Vorhäuschen emporführte. Nur das eine derselben, welches etwa 22 Fuss in der Breite misst, ist noch erhalten. Ein grosses Mittelportal, wie in Gelnhausen, scheint hier nicht vorhanden gewesen zu sein.

Die Treppenhäuser erinnern, wie schon Hotzen S. 15 hervorhob, an die im Nibelungenlied erwähnten *türne* von Etzels Palast. Sie rufen uns lebhaft die Scenerie des letzten Entscheidungskampfes ins Gedächtniss, wo die eingeschlossenen Burgunden den Saal gegen die auf den Stiegen emporstürmenden Hunnen vertheidigen (1910. 1911), und wo Dankwart in so schwere Bedrängniss kommt, dass ihm sein Bruder Hagen den Volker zu Hilfe schicken muss, der sich nun

¹ Nach der Zeichnung von Unger in der Leipziger Illustrierten Zeitung vom 20. Mai 1871, vgl. dazu den Restaurationsversuch von Adelbert Hotzen: Das Kaiserhaus zu Goslar, Halle 1872.

am innern Eingang aufstellt. Auch später tobt um die Thürme und auf den Stiegen der heisseste Kampf.

Der Saal selber ist 163 Fuss lang und 52 Fuss tief; im Innern scheint er durch keine Scheidewände getheilt gewesen zu sein. Dagegen waren an der Nordseite des Palas, wo jetzt sich ein hohes magazinartiges Gebäude befindet, sowie an der Südseite desselben besondere Wohngemächer angebracht.

Auch diese deutschen Hallen werden mit der alten Form des Bauernhauses zusammenhängen: wie in letzterem liegen in ihnen neben dem grossen Hauptraum mehrfach schmalere Seitengemächer, wie im Bauernhause befindet sich in ihnen der Eingang regelmässig in der Langseite, vor der meistens noch eine offene Gallerie oder Laube sich hinzieht.

VII. ZUR CONSTRUCTION DES HAUSES.

So alt wie die Form des deutschen Hauses sind auch die Grundzüge seiner Construction, die zum Theil mit seltener Beharrlichkeit aus der frühesten Vorzeit bis in unsere Gegenwart hineinragen.

Aehnlich wie in den vedischen Liedern der Familienvater unter einem heiligen Spruche das Gefüge der Balken seines Hauses löst und auseinandernimmt, wenn er nach einem andern Weideplatze übersiedelt, mögen es auch die Germanen auf ihren friedlichen Wanderzügen gethan haben. Da sie von denselben religiösen Vorstellungen ausgingen wie die alten Arier, musste es auch ihnen wie ein Frevel erscheinen, ihr Haus preis zu geben, in dem sie ihre Götter anwesend dachten. Waren es doch auch religiöse Motive, welche noch die ersten Besiedler Islands im neunten und zehnten Jahrhundert bewogen, wenigstens die heiligen Hochsitzsäulen mit hinüberzunehmen, um sie im Hause der neuen Heimath wieder aufzurichten. Sie warfen dieselben häufig schon in der Nähe der Küste ins Meer, um dort ihr Heimwesen zu gründen, wo die Balken von der Strömung ans Land getrieben wurden.

Das Haus hatte eine ungemein leichte Holzstructur,

welche das Auseinandernehmen und Wiederaufschlagen desselben sehr begünstigte. So war es bei dem altarischen, so bei dem altgriechischen, so bei dem deutschen Hause.

Als die attischen Bauern beim Ausbruch des peloponnesischen Krieges auf das Geheiss des Perikles ihre Wirtschaft abbrachen und sich nach Athen flüchteten, nahmen sie ihre Kinder und Weiber und ihren ganzen Haushalt mit, und selbst das Holzwerk ihrer Häuser nahmen sie auseinander (Thucyd. II, 13). Ebenso machen es auch heute noch die deutschen Gemeinden Ungarns mit ihren alten Holzkirchlein, die sie abbauen und mitnehmen, wenn sie weiter ziehen (S. 88).

Zwei Constructionsweisen kommen in Betracht: das Reiswerk und der Blockbau, welche beide von den Deutschen noch heute angewendet werden.

Das einfachste und ursprünglichste System ist das sog. Reiswerk (von altn. *reisa* aufrichten), das aus horizontalen Rahmen und aufrechten Säulen besteht. Die Hölzer werden dabei am einfachsten durch Stricke verbunden wie die Gerüste unserer Maurer, in der Regel aber fest in einander gefügt. Die Wandflächen können auf verschiedene Weise ausgefüllt werden. Ursprünglich geschah es gewiss durch geflochtene Matten oder durch Decken, welche an die Pfosten angebunden wurden und nach Belieben entfernt und wieder eingesetzt werden konnten. Diese durch die vedischen Hymnen bezeugte Structur war wohl auch die älteste der arischen Stämme überhaupt. Bei den Germanen ist sie in dieser primitivsten Gestalt nicht mehr nachzuweisen. Auch die alten Gothen und die Skandinavier, deren Bauart noch am meisten an das Reiswerk erinnert, construirten die Wände aus geglätteten Bohlen, die fest in die Schwellen und in die übrigen Hölzer eingelassen wurden.

Mit dem Reiswerk nahe verwandt und zugleich eine Vervollkommnung desselben ist das eigentliche Fachwerk. Die Fachwand besteht aus Pfosten (Standssäulen), die senkrecht in eine (angemessen durch Steinunterlagen vom Erdboden isolirte) Schwelle eingepasst sind. Sie werden durch horizontale Riegel mit einander verbunden und durch schräge Streben

nach dem Princip des Dreieckverbandes unverschiebbar gemacht'.¹

Die offenen Fachwerke pflegte man schon in alter Zeit durch eine über Flechtwerk gezogene Lehmbeleidung zu schliessen, welche nicht nur sehr einfach herzustellen war, sondern auch das Innere warm hielt. Die Aussenseite derselben wurde bereits sehr früh in ähnlicher Weise belebt wie heute, wo man sie mit einem weissen Stuckbewurf zu überziehen und mit allerlei stereotypen Ornamenten zu verzieren liebt. Zur Zeit des Tacitus, als den Germanen der Kalk noch fremd war, suchte man durch Bemalung mit einer besonders glänzenden Erdart ein gefälliges Aussehen zu erzielen.

Daneben herrscht in andern Landschaften die zweite, althergebrachte Constructionsweise des Blockverbandes. Sie ist gleichfalls den Gothen und Skandinaviern eigenthümlich, ferner den deutschen Ostvölkern, den Alpenländern Bayerns und Oesterreichs sowie den Urkantonen der Schweiz, während das Fachwerk in ganz Westdeutschland, im nördlichen Frankreich, Belgien, Holland und England sowie im Norden verbreitet ist.

Beim Blockbau wird die Wand dadurch gebildet, dass die auf zwei, drei oder vier Seiten ebegehauenen Stämme der Länge nach aufeinander gelegt werden, bis die Höhe der Wand erreicht ist. Die Lagerfugen zweier Hölzer der einen Wand treffen dabei immer auf die Mitte eines Holzes der anderen Wand. An den Ecken oder überhaupt da, wo sich zwei solcher Wände kreuzen, geschieht die Verbindung durch Verkämmung, wobei jeder Stamm um so viel ausgeschnitten wird, dass zwischen ihm und dem darüber oder darunter liegenden Stamm der um ebensoviel ausgeschnittene Balken der Querwand hineinpasst. Die Ecken der Balken stehen in der Regel ein Stück nach aussen über, was ursprünglich gewiss nur eine grössere Sicherheit gegen Abgleiten erzielen sollte und erst später künstlerisch verwertet wurde. Wo man dagegen glatte Ecken bevorzugte, wurden die über-

¹ Semper, Der Stil II. S. 284 f. Lehfeldt, Die Holzbaukunst S. 23 f. 131 ff.

stehenden Enden, die 'Hörner', abgeschnitten, und eine feste Verbindung durch Nägel und Klammern hergestellt (Lehfeldt S. 209, vgl. Semper II, 298 f.). In der Regel wird das Balkengefüge inwendig und auswendig verdeckt. Ursprünglich geschah es gewiss durchweg, wie noch heute im skandinavischen Norden, durch Brettergetäfel. In Süddeutschland hat man auf der Innenseite dasselbe Verfahren beibehalten, während man an der Aussenseite gewöhnlich den festeren Mauerüberzug eintreten liess, den man von den Römern herzustellen gelernt hatte.

Beide Gattungen sind überaus alt und werden in Deutschland seit frühster Zeit neben einander verwendet. Mit Unrecht ist man oft geneigt gewesen, den Blockverband als den älteren zu betrachten. Hiergegen hat schon Semper mit Recht Einspruch erhoben. Er hält den Blockbau für eine 'mehr technische Erfindung der Bewohner nadelholzreicher Gebirgsstriche, die sie machten, als bereits gewisse Motive des Hausbaues als Reminiscenzen älterer Zustände der Gesellschaft vor ihrer Einwanderung bei ihnen festgestellt waren'. Lehfeldt erscheint die Blockwand sogar complicirter als die Riegelwand.

Ueber die einzelnen Theile des germanischen Hauses bemerke ich noch das Folgende.

Sehr verschieden und zum Theil sehr interessant ist die Art der Fundamentirung.

In vielen Gegenden wird das Haus einfach auf die platte Erde gestellt, wobei eine festgestampfte Lehmziele den Fussboden bildet. Es ist das seltener im Norden, häufiger in Dänemark und Friesland, regelmässig in Sachsen und vielfach auch in Thüringen, Franken und Oberdeutschland der Fall.

Anderswo pflegt man das Haus durch eine Unterlage oder einen Unterbau vom Erdboden zu isoliren. Schon das gothische Haus stand auf einer 'Sohle', die mit demselben Worte benannt wurde wie die unter den Fuss gebundene Sandale (*sulja*); und ganz entsprechend wird in der Bibelübersetzung das griechische *σεμελιον*, 'ein Haus mit einem Fundamente versehen', durch *gasuljan* übersetzt. Diese Sohle bestand aus einer Bretterlage, die zum Unterschied von den

Aussenwänden (*vaddjus*) als *grundu-vaddjus* bezeichnet wird. Gewöhnlich lag die Sohle nicht unmittelbar auf der Erde, sondern über einer mehr oder weniger hohen Pfostenunterlage, wie bei den ungarischen Holzkirchen (S. 88).

Einen kunstvolleren Charakter nimmt das untere Gestell vielfach im skandinavischen Norden an. Eilert Sundt (Folkevenen 10, S. 174) berichtet darüber Folgendes. Das Haus wird stets so auf die Erde gesetzt, dass unter dem Fussboden ein Luftzug geht, um das Innere trocken und frisch zu erhalten. Und zwar steht es entweder einfach auf einer offenen Steinunterlage, oder bei sorgfältigerer Construction, — um zugleich Mäuse und Ratten am Hinaufkommen zu verhindern —, auf Pfählen oder Stäben, weshalb diese Gebäude auch 'Stolpebod' (Pfahlhäuser) oder 'Stabbur' (Stäbebauer) heissen. Bei Häusern der letzteren Art befindet sich vor der Thür eine Treppe, aber sie reicht nicht ganz bis ans Haus empor, sondern es bleibt ein so grosser Zwischenraum, dass die erwähnten kleinen Thiere nicht hinaufhüpfen können. Figur 40 stellt zwei solche Häuser aus Thelemarken dar, die über einem sorgfältig gearbeiteten, rahmenartigen Untergestell sich erheben.

Die grösste Bedeutung hat diese Construction in Holland, sowie im westlichen und südlichen Deutschland gewonnen.

Schon S. 134 wurde über manche Häuser der Insel Marken hervorgehoben, dass sie 'auf hohem Pfahlwerk erbaut seien, welches ihnen das Ansehen eines gewaltig grossen, in den Lüften schwebenden Käfigs verleiht'. Auch in Vollandam traf Havard 'auf hohem Pfahlwerk erbaute Häuser, die sich ins Meer vordrängen und auf Stelzen gestiegen zu sein scheinen' (S. 39). Die sonst sehr undeutlichen Abbildungen lassen wenigstens soviel erkennen, dass es sich hier um einen wirklichen Pfahlbau handelt.

Niedrige, unten offene Pfahlhäuser sind auch heute noch in Deutschland vorhanden, nur mit dem Unterschiede, dass die Pfosten hier nicht in den Boden eingerammt sind, sondern auf festen Steinen ruhen.

Figur 64 ist ein im siebzehnten Jahrhundert erbautes Schwarzwaldhaus, das dem Werke von Eisenlohr entnommen ist. Einzelne Pfosten desselben ragen bis zu

1½ Meter Höhe über dem Boden hervor. Eisenlohr S. 3 bemerkt über die interessante Anlage: 'Während überall sonst systematisch zu Werke gegangen wird, ist die Fundamentirung bloss aus vielen einzelnen grössern und kleinern Klötzen gebildet, welche mit grösseren und kleineren Steinen unterschlagen werden und selbst zum Theil das unmittelbare Auflager der Hauptschwellen bilden. Diese Fundamentirung hat nun freilich den Vorthail, dass Licht

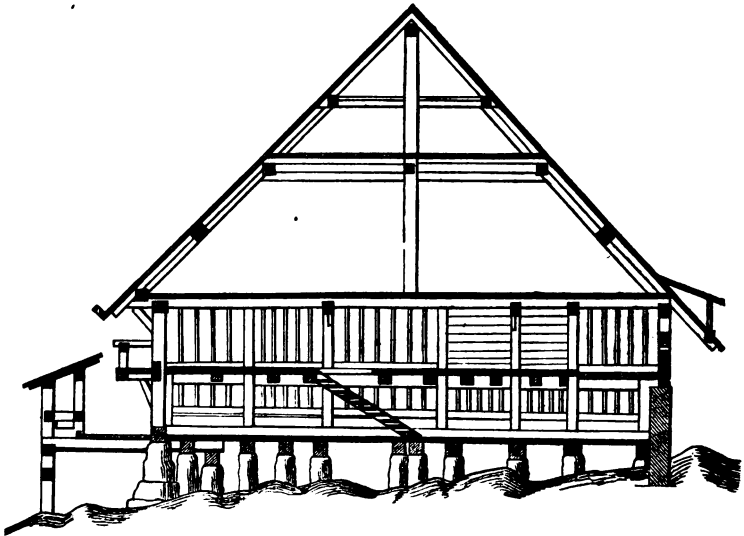


Fig. 64.

und Luftzug auf das Holz einwirken können und es so vor Fäulniss bewahren; allein ausser dem Nachtheil, den das mit der Erde in Berührung gesetzte Holz gibt, hat diese Art der Fundamentirung den weiteren Nachtheil, dass Senkungen mancher Hochsäulen eintreten. Es haben daher auch manche Besitzer ihre Häuser untermauern lassen'.

Dies Untermauern ist in der Neuzeit die allgemeine Regel geworden. Aber wenn die ursprüngliche Anlage auch für das Auge verdeckt worden ist, so treffen wir auf dem ganzen Gebiete des fränkisch - oberdeutschen Stiles doch

sehr deutliche Reminiscenzen, die an das oft stockhohe, untere Gerüst und den freien Raum erinnern, der einstmals zwischen der Erde und der Haussohle sich befand. Wer noch heute in ein altes alemannisches Dorf geht, wird unschwer erkennen, dass das Untergeschoss vielfach ganz unabhängig von der Structur der oberen Wohnung und erst später mit ihr vereinigt ist.

Solche Pfahlgestelle finden sich nicht etwa bloss im Gebirge, wo die Unebenheit des Terrains eine Erklärung bieten könnte, sondern ebenso gut und ebenso oft in der Ebene. Sie müssen während der früheren Perioden der fränkisch-oberdeutschen Bauart sehr verbreitet und allgemein gewesen sein. Wir besitzen überdies ein interessantes Zeugnis, welches ihnen zum mindesten das ehrwürdige Alter von tausend Jahren sichert. Schon der Aachener Palast Karls des Grossen war nach der Bemerkung des Monachus Sangallensis ein solcher Hochbau. 'Aber auch die Häuser aller Vornehmen waren ebenso über der Erde in die Höhe gehoben, dass unter ihnen nicht nur die Mannschaften und die Diener seiner Kriegsleute, sondern auch Menschen jeder Art vor den Unbilden von Regen und Schnee, sowie vor Frost und Sonnenbrand sich schützen konnten, und dennoch den acht-samen Augen Karls nicht entgingen'.¹ Im Laufe der Zeit ist der Unterraum dieser Herrenhäuser ebenso an den Seiten zugemauert worden, wie es mit dem entsprechenden Abschnitt der Bauernhäuser geschah. So erst erhält auch das hohe sockelartige Untergeschoss der alten Saalbauten, wie das des Gelnhausener und des Goslarer Kaiserhauses (Figur 63), seine rechte historische Erklärung.

Auch die muthmassliche Verwendung des letzteren als Herberge für das Gesinde erinnert an die karolingischen Verhältnisse. Und ähnlich dürfte es sich mit dem Untergeschoss des Bauernhauses verhalten. Wie im untersten

¹ Sed et ita omnium procerum habitacula a terra erant in sublime suspensa, ut sub eis non solum militum milites et eorum servitores, sed et omne genus hominum ab iniuriis imbrium vel nivium, gelu vel caumatis possent defendi, et nequaquam tamen ab oculis acutissimi Karoli valerent abscondi. Mon. Sangall. I, cap. 30.

Raum des Gebirgshauses heute regelmässig die Viehställe angebracht sind, mögen schon in ältester Zeit am Abend Schaaf und Rinder in den geschützten Pfahlraum hinein getrieben sein. Denn es ist wohl kaum zu bezweifeln, dass wir es hier noch mit directen Traditionen aus der germanischen Urzeit zu thun haben.

Wie die Westgermanen und die Kelten scheinen auch die Südslaven ihre Häuser auf hohe Pfahlgestelle gesetzt zu haben. In derselben Weise bauten aber schon die alten Arier, denn nur bei einer solchen Anlage erhält die Strophe Atharva Veda 9, 3 einen vollkommenen Sinn, wo es von dem Hause heisst: 'Auf der Erde aufgebaut stehst du da, als ob du Hände und Füsse hättest' (S. 112). Es ist dieselbe Methode die heute noch von modernen Naturvölkern in Asien und Australien angewendet wird. Auch sie pflegen für die Errichtung des Hauses erst Pfähle in den Boden zu rammen und in einer oft bedeutenden Entfernung über dem Terrain die Balken zu legen, die den Fussboden tragen.

Diese hohen Holzgerüste unter dem Hause liefern eine interessante Parallele zu den Pfahlbauten der deutschen Moore und der Schweizer Seen. Letztere stehen als Bauwerke nicht mehr so isolirt da, wenn wir wissen, dass noch in einer späteren Zeit ähnliche Constructionen auf dem Lande sich fanden.

Auf der so beschaffnen Unterlage ruhen die Schwellen, über denen sich die weitere Structur des Hauses erhebt. Beim Blockbau werden in der angegebenen Weise die einzelnen Balkenstämme jeder Wand auf einander geschichtet und mit denen der anstossenden Wände verzapft. Beim Fachwerkbau wird hingegen durch aufrechte Ecksäulen und Zwischenpfosten nebst den eingefügten schräg laufenden Streben und wagerechten Riegeln, sowie durch die darüber gelegten Verbindungsbalken ein festes Gerähme gebildet.

Auf der Beschädigung der Ecksäulen standen nach der Bestimmung der Lex Bajuvariorum (X, 6) drei Solidi, während die der Zwischenpfosten, als der weniger notwendigen, mit nur einem Solidus bestraft wurde.

Wichtiger als alle übrigen aber war eine andere einzelne Säule des Hauses, deren Beschädigung mit dem höchsten Strafmass geahndet wurde. Die Lex Bajuvariorum bestimmt: 'Si eam columnam a qua culmen sustentatur, quam *firstsöl* vocant, cum 12 solidis componat' (X, 6,7). Notker (Boetius 5) nennt sie *magansöl* d. h. die Kraftsäule 'also wir in demo hüse heizen *magansöl*, ih meino diu den first treget'. Sie scheint die einzige gewesen zu sein, welche vom Fussboden bis zum Firstbalken emporragte und stand naturgemäss in der Mitte des Hauses. An sie erinnern noch die Hauptsäulen in der Mitte norwegischer Kirchen, wie in derjenigen von Hitterdalen (Fig 57).

Diese Firstsäule ist eines der ältesten Wahrzeichen des arischen Hauses. Jolly bemerkte auf Grund der Grihyasūtra, dass in der Mitte des arischen Hauses als Stütze des Daches eine grosse Säule stand, die vielleicht mit dem anderswo erwähnten 'König der Säulen' identisch sei.¹ Dieselbe Bedeutung hatte gewiss auch der kräftige Oelbaum, dessen Umfang einer Säule gleichkam, um den Odysseus seinen Schlafsaal mit künstlich gebühntem Dache errichtete (Od. 23, 190 ff.), ebenso wie die durch den daran geknüpften Mythos als uralt gesicherte Eiche in König Welsungs Saal, in deren Stamm Wotan selber das Schwert stiess, welches den Vernichtungskampf im Welsungengeschlecht herbeiführte (Völss. Kap. 2 f.). Eine grosse Mittelsäule wird mehrfach in den alten Liedern erwähnt. Im Saale des Alkinoos wird der Sessel des blinden Sängers Demodokos mitten in den Kreis der Gäste an die ragende Säule gestellt und die hell erklingende Harfe daran aufgehängt (Od. 8, 65 f.). An dieser Säule steht auch wohl Penelope, als sie zu den Freiern redet (Od. 18, 209). Deutlich ist sie in der angelsächsischen Halle Heorot vorhanden: an sie tritt in ceremonieller Weise König Hrodgar heran um in feierlicher Versammlung dem Beowulf für seine Heldenthat zu danken (v. 927). Sie heisst angelsächsisch *stapol* und wird in den Glossen mit *patronus* über-

¹ Beilage zur Augsb. Allgem. Zeitung 1879 Nr. 198 S. 2298.

setzt (Heyne S. 51): eine Benennung die in auffallender Weise an den 'König der Säulen' erinnert.

Auf die Besprechung der constructiven Einzelheiten, sowie der Anlage des Daches muss ich vorläufig verzichten, da mir das einschlägige Material noch nicht in genügender Vollständigkeit vorliegt.

VIII. SCHLUSS.

Damit stehen wir am Ende der Betrachtungen, welche ich für dies Mal über das deutsche Haus und seine Geschichte vorzulegen hatte.

Wir haben gesehen, dass alle Hauptgruppen der deutschen Stämme, die als solche in der Geschichte erkennbar geblieben sind, eine charakteristische und ihnen eigentümliche Form des Hauses besitzen. Wir mussten eine fränkisch-oberdeutsche, eine sächsische, eine friesische, eine dänische und eine nordische Bauart unterscheiden. Auch die Reste der alten gothischen oder vandilischen Bauart glaubten wir noch wieder zu erkennen.

Jede dieser Formen hat eine eigene Geschichte und verlangt eine besondere Untersuchung, welche die Grundlage und die weitere Fortbildung derselben klar zu stellen hat. Es erschien uns fast überall noch möglich, den Weg von den modernen Typen zu der ursprünglichen Grundform zurückzufinden, nur betreffs der ältesten Gestalt des englischen und des friesischen Wohnhauses haben wir wichtigere Fragen offen lassen müssen. Dabei stellte sich heraus, dass, so verschieden auch der Verlauf und die Endpunkte einer jeden Entwicklung waren, die Anfänge derselben sich doch sehr eng berührten, und der Ausgangspunkt nahezu derselbe war.

Diese Uebereinstimmung darf uns wohl zu der Annahme berechtigen, dass es ebenso ein nationales deutsches Haus gab, wie es ein griechisches und ein italisches Haus gegeben hat.

Das germanische Haus steht aber ferner vereinzelt und ohne Zusammenhang da, sondern es findet ganz nahe Verwandte in den ältesten Hausformen der übrigen arischen Stämme.

Besonders deutlich und lange fortwirkend ist die Berührung zwischen dem altgriechischen und dem ostgermanischen Hause. Auf beiden Seiten wird die geräumige, vorn am Giebel gelegene Vorhalle aufrecht erhalten. Auf beiden Seiten treffen wir die analoge Einrichtung des Hauptraums mit einer Firstsäule in der Mitte, mit dem Heerd daneben, mit dem Rauchloch oben in der Decke, mit den Sitzbänken an den Langwänden, mit dem Bette im hinteren Winkel, mit einem Zwischenbau der im Norden bald, wie im antiken Hause, über dem Mychos, bald über der Vorhalle angelegt wird. Ebenso geschieht das Anwachsen der Wirtschaftsräume in entsprechender Weise, indem das Bedürfniss nach Vergrösserung zunächst durch Vermehrung der Gebäude befriedigt wird.

Die Geschichte des sächsischen Hauses lässt dagegen einen engeren Parallelismus mit derjenigen des italischen erkennen. Auf beiden Seiten wird das Wohnhaus zugleich auch zum Wirtschaftshause gemacht und in einer besonderen, planvollen Weise disponirt, wobei die Vorhalle in der Regel nicht lange ihre ursprüngliche Geltung und Ausdehnung behauptet.

Das oberdeutsche Haus ist am nächsten mit dem altslavischen und vielleicht dem altkeltischen zu vergleichen. Bei ihnen liegt die Vorhalle mit dem Eingang nicht am Giebel, sondern sie zieht sich vor der ganzen Langseite hin, wo sie sich noch lange Zeit erhalten hat. Auch die Fundamentirung zeigt wichtige Berührungspunkte. Die Vergrösserung des wirtschaftlichen Haushaltes wird durch Vermehrung der Gebäude erzielt, welche sich leicht zu einem regelmässigen Hofe zusammenschliessen.

Ich habe mich bei der obigen Darstellung durchaus an diejenige Form des Hauses gehalten, auf welche wir allein durch die noch vorhandenen Typen geführt werden. Damit soll aber natürlich nicht gesagt sein, dass sie die einzig gebräuchliche gewesen ist. Vielmehr werden sich in ältester Zeit oft genug unter dem Einfluss der Oertlichkeiten und der Lebensverhältnisse andere daneben eingefunden haben. Dass

die Germanen unter besonderen Umständen sich in unterirdische Erdwohnungen zurückzogen wird von Tacitus und anderen Schriftstellern erwähnt. Ob und wie weit überdies die runde Hüttenform verbreitet war, entzieht sich vorläufig unserer Kenntniss.

Von allen vorhandenen Typen hat sich aber bestimmt nur an die von uns erschlossene Grundgestalt eine Entwicklung geknüpft. Nur sie trug eine Zukunft in sich, nur sie hat eine Geschichte gehabt: sie allein darf deshalb auch als die charakteristische Form des deutschen Hauses bezeichnet werden.

NACHTRAG.

Kurz bevor diese Abhandlung im Druck vollendet war, erschien ein Vortrag über dasselbe Thema von Herrn Geheimrath Prof. Meitzen, der hoffentlich auch seinerseits dazu beitragen wird, diesem Gegenstande ein allgemeineres Interesse zuzuwenden:

Das Deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen. Behufs Ermittlungen über die geographische und geschichtliche Verbreitung besprochen auf dem Geographentage zu Berlin am 7.—9. Juni 1881 von August Meitzen. Separat-Abdruck aus den Verhandlungen des deutschen Geographentages. 34 Seiten, nebst einer Kartenskizze und 6 Tafeln Abbildungen. Berlin 1882, Dietrich Reimer.

Was die Beschreibung und die Sonderung der einzelnen Haustypen anlangt, so finde ich für meine obige Darstellung Nichts nachzutragen oder zu verbessern.

Obwohl ich während meines Berliner Aufenthaltes des öfteren Gelegenheit hatte, mit Herrn Geheimrath Meitzen über das deutsche Haus zu diskutieren, das uns Beiden in gleicher Weise am Herzen lag, so ist meine Arbeit doch völlig aus eigenen Untersuchungen und Beobachtungen erwachsen und auch in den späteren Stadien durchaus selbständig geblieben. Der untersuchende Theil von Meitzens Arbeit war mir noch unbekannt. Dagegen hat Meitzen S. 17 seiner Schrift bereits auf einen Theil meiner Arbeit verwiesen, wenn auch in ablehnendem Sinne. Ich konnte den Verfasser schon Ende 1879 mit den nordischen Typen und meiner daran geknüpften Argumentation bekannt machen. Meine Ansicht wird nunmehr durch die obige Darstellung Deutlichkeit und, vielleicht auch Kraft erhalten.

Am liebsten würde ich mit diesem kleinen litterarischen Nachtrag schliessen und die Schlichtung des Gegensatzes, der zwischen unseren Auffassungen besteht, der Zeit und der Vervollständigung unserer eigenen Kenntnisse überlassen. Dennoch habe ich gemeint, eine kurze Auseinandersetzung nicht vermeiden zu sollen, aus doppeltem Grunde,

weil die an hervorragender Stelle ausgesprochenen Gedanken entschieden fortwirken werden, und weil im Augenblick vermutlich sehr Wenige das Material in hinreichender Weise beherrschen.

Meine Entgegnungen beziehen sich auf die Erklärung der Haupttypen, welche Meitzen S. 16—32 versucht.

Bei dem nordischen Hause gesteht der Verfasser die Aehnlichkeit desselben mit dem altgriechischen Hause zu, verneint aber die ursprüngliche Verwandtschaft beider. Er bezweifelt sogar den nationalen Ursprung des nordischen Hauses, das er vielmehr durch 'Kultureinfluss' aus Griechenland nach dem Norden gelangen lässt. Als Vermittler dieser Uebertragung wird auf die Heruler verwiesen, diese armen vielgewanderten Schaaren, die schon so Manches haben auf sich nehmen müssen, und für eine spätere Zeit auf die in Byzanz verkehrenden Nordmänner und Väräger. Dies ist doch nahezu eine historische Unmöglichkeit. Man erwäge nur: die alte Form des nordischen Hauses ist noch heute fast in jeder volkstümlichen Wohnanlage des germanischen Theiles von Schweden und Norwegen sowie auf Island und den Färöen erkennbar, sie ist nichts als eine vervollkommnete und wohnlich gemachte Hütte von ziemlich einfacher Construction, — und diese einfache und ursprüngliche Anlage sollen alle Nordgermanen aus Griechenland empfangen haben? Um uns ein so merkwürdiges Phänomen glaubhaft erscheinen zu lassen, müssten schon sehr starke Beweise zusammentreffen, um so stärkere, als es kaum einem Zweifel unterliegen kann, dass die Skandinavier nicht bloss ein wohnliches Haus, sondern auch geräumige Hallen besaßen, lange bevor die unstäten Heruler in Europa umherzogen, und bevor die Wälinger vor Konstantinopel lagen. Die mythische Wallhalla und der Saal König Welsungs — sind dafür hinreichende Bürgen.

Es kommt hinzu, dass diejenigen Typen, welche Meitzen als Muster heranzieht, offenbar gar nicht in diesen Zusammenhang gehören. Das Moldauische Haus (Taf. II, 3. 5) ist grundverschieden von dem nordischen Haupttypus, denn es hat seinen Eingang nicht im Giebel, sondern in der Langseite, ebenso zieht sich die offene Vorhalle nicht vor dem Giebel, sondern an der ganzen Langseite hin. Von der inneren Einrichtung lassen sich bis jetzt höchstens die an den Wänden entlang laufenden Bänke vergleichen, die doch sicherlich kein Argument abzugeben im Stande sind. Vielmehr wird das moldauische Haus ein alter ursprünglicher Typus des südslavischen Hauses sein, was wir auch nach den geographischen Verhältnissen zunächst erwarten müssen.

Ein ebenso geringer Zusammenhang besteht mit dem bosnischen Hause, das bei Meitzen in derselben Reihe auftritt. Der Verfasser vergleicht dasselbe unmittelbar darauf auf den allgemeinen Eindruck seiner Erscheinung hin zugleich auch mit dem Schweizerhause, und hält den Gedanken für zulässig, dass in demselben noch griechische und thrakische Erinnerungen überliefert seien. Auch für diese Combination fehlt es vorläufig noch an jedem Anhalt. Sehr interessant

ist die mitgetheilte Thatsache (S. 18), dass man in diesem Gebäude 'aus dem leeren, als Schuppen und Stall dienenden Unterbau im Hintergrunde desselben auf einer Treppe zu dem Wohnraum emporsteigt'. Sollte diese seltsame Einrichtung nicht noch aus dem alten Pfahlhause herkommen, in das man mittelst einer Stiege durch eine Luke im unteren Boden hineinstieg?

Ueber die lykische Wohnung lässt sich nach der vorgelegten Abbildung nicht viel aussagen; sie wird ihre Erklärung überdies in einem anderen Zusammenhange erhalten müssen.

Wir haben also nicht den geringsten Grund, dem nordischen Hause, welches dem gesammten skandinavischen Volksstamme angehört, seinen nationalen Charakter abzuerkennen, um es aus griechischem Kultureinfluss, der sich nicht nachweisen lässt, herzuleiten.

Ebenso skeptisch verhält sich der Verfasser gegenüber dem deutschen Ursprunge des fränkisch-oberdeutschen Hauses. Seine unsicheren Erklärungsversuche nehmen auch hier eine wenig greifbare Form an. Doch scheint der Hauptgedanke in dem Satze zusammengefasst zu sein: 'Es bieten sich im Ganzen doch sehr wenig Anhaltspunkte für den deutschen Ursprung des fränkischen Hauses. Deshalb lässt sich mit Recht fragen, ob dasselbe nicht aus keltischem Muster, vielleicht durch römische Kultur verbessert, stammt' (S. 28). Ich habe hin und her überlegt, welchen anderen Beleg denn Meitzen noch nötig hat und erwartet, als dass diese Bauart von dem ganzen fränkisch-oberdeutschen Stamme geübt wird, ebenso wie die nordische Bauart von dem nordischen, die friesische von dem friesischen, die sächsische von dem sächsischen Stamme geübt wird. Dass vor den Germanen in einem Theil dieses Stilgebietes einst Kelten gewohnt haben, kann uns doch an sich ebenso wenig einen Verdacht einflößen, als dass dieselbe Bauart auch im heutigen Frankreich, wie es scheint, innerhalb der Grenzen der karolingischen Dynastie, verbreitet ist.

Das thatsächliche Argument aber, auf das der Verfasser sich stützt, ist ein sehr bedenkliches. Die Anlage der Hünenbetten, welche in Nordfrankreich, der Bretagne, in Irland und England sowie in Westdeutschland sich finden, soll eine Aehnlichkeit mit dem Plan des lappischen Hauses, und das lappische wiederum eine Aehnlichkeit mit dem fränkischen Hause zeigen. Ich kann die Aehnlichkeiten nicht zugeben; wenn sie aber ja vorhanden sein sollten, so bleiben sie jedenfalls so vage, dass sie schon deshalb nicht zu verwerten sind. Die historische Ausführung dieser Hypothese gereicht ihr auf keinen Fall zur Unterstützung.

Ueber das keltische Haus selber hat leider auch Meitzen nichts Neues ermittelt. Er stellt wohl mit Recht die runde Form desselben mehr in den Vordergrund, nur werden wir die Hütten der Antoninsäule (oben S. 5) vorläufig ebenso aus dem Spiel lassen müssen, wie die Kibitken der Kirgisen und Turkmenen. Die Stelle des Strabo IV, 4,

3 interpretirt er S. 23 nicht ganz richtig, wenn er übersetzt: die Belgen 'machten ihre Häuser kuppelförmig'. Die Stelle lautet: *τοὺς δ' οἶκους ἐκ σανίδων καὶ γέρον ἔχουσι μεγάλους θολοειδεῖς, ὄρορον πολὺν ἐπιβάλλοντες*. Der griechische Tholos war ein unten runder Bau mit hohem Dache, welches eher das Aussehen einer spitz zulaufenden Mütze hatte: die Kuppelform gehört der römischen Kaiserzeit an. *θολοειδεῖς* kann aber vermöge der Satzconstruction überhaupt nicht auf das Dach, sondern nur auf den unteren Theil bezogen werden, der aus Brettern und Flechtwerk bestand, also vermutlich eine ähnliche Anlage hatte wie das britische Haus (S. 98). Mit diesem Material lässt sich eine runde oder abgerundete Form sehr gut vereinigen, was bei dem Block- und Fachwerkbau der Germanen nicht in gleicher Weise der Fall ist. Wo die Bretter im belgischen Hause angebracht waren, erhellt freilich aus der Stelle des Strabo noch nicht.

Unbedenklich germanischen Ursprung gesteht Meitzen nur dem sächsischen Hause zu, das es allerdings im Gegensatz zu unseren obigen Ausführungen nicht aus dem Wohnhause, sondern aus der Scheune herleitet. Er hält auch das sächsische und das friesische Haus nicht auseinander und lässt die nur auf die friesische Seeküste bezügliche Nachricht des Pytheas (wofür aber Strabo p. 201, nicht Plinius der Gewährsmann ist) dabei für Sachsen mitgelten.

Als die wichtigsten Zeugnisse für das altgermanische (speciell das 'semonische') Haus erörtert Meitzen S. 20 f. die deutschen Hausurnen, die auch wir zu erwähnen hatten (S. 5, vgl. S. 209), obwohl wir aus den angegebenen Gründen keine Folgerungen an sie zu knüpfen gewagt haben. Da Meitzen sie, wie ich glaube, nicht ganz richtig beurtheilt und verwertet, komme ich hier nochmals auf dieselben zurück, indem ich zugleich ein vervollständigtes Material vorlege.

Zu den neun deutschen Hausurnen, welche Virchow in dem oben S. 5 angeführten Aufsatz zusammengestellt hat, fügt Meitzen S. 20 (tab. V, 7 im Hintergrunde) noch eine zehnte, die Luggendorfer, hinzu. Wir erhalten also mit der Bornholmer im Ganzen elf Exemplare.

Diese Urnen sind nicht, wie der Verfasser S. 20 bemerkt, 'etwa 1 1/2 Fuss hohe Gefässe', vielmehr erreicht keine einzige diese Höhe, falls nicht etwa die Luggendorfer eine Ausnahme machen sollte, sondern alle variiren zwischen nur einem halben und einem Fuss. Sie haben eine sehr verschiedene Form und gleichen oft mehr einem Topfe als einem Hause, was zum Theil seine Erklärung darin findet, dass sie eben nach der herkömmlichen keramischen Technik angefertigt wurden. Aber auch sonst enthalten sie grossentheils nur Reminiscenzen an die Gestalt des Hauses, was Meitzen anerkennt, indem er zugibt, dass scharf erwogen nur eine einzige als wirklich beweisend für das Original des Hauses angesehen werden könne.

Bei genauerer Prüfung stellt sich heraus, dass die Urnen ebenso in bestimmte lokale Gruppen zerfallen, wie es bei den übrigen Pro-

ducten der Töpferkunst der Fall ist. Wenn wir eine Fundkarte entwerfen, so lassen sich die örtlichen Zusammenhänge sehr leicht aufnehmen.

Wir können nach den hauptsächlichsten Merkmalen vorläufig fünf Gruppen unterscheiden.

Die erste Gruppe scheint sich an der Ostseite des Fundgebietes heranzuziehen. Zu ihr gehören

- 1) Die in der Umgegend von Rönne auf Bornholm gefundene Urne (Lisch, Meklenb. Jahrbücher XXI, S. 245 f.),
- 2) die von Burg-Kemnitz an der unteren Mulde, Provinz Sachsen (Lisch, S. 245), denen sich
- 3) die von Polleben bei Eisleben im Mansfelder Seekreis, Provinz Sachsen, anschliesst (Katalog der Ausstellung vorgeschichtlicher Funde S. 514, Photograph. Album VI, 10). Polleben liegt zwar ein gut Stück westlich der Saale, aber bleibt doch der Burg-Kemnitz am meisten benachbarte Fundort.

Alle drei Urnen sind geschlossene Töpfe und mit Ausnahme der Thür aus einem Stück gearbeitet. Der untere Theil zeigt wesentlich die Gestalt eines Topfes, während der obere mehr oder weniger kegelförmig als Dach abgerundet ist. Die Thüre befindet sich überall im oberen Abschnitt und zwar an der Abdachung des Gewölbes. Der Thürverschluss ist nicht völlig übereinstimmend, aber doch sehr ähnlich.

Die zweite Gruppe ist die am Nordabhang des Harzes, in der Nähe von Halberstadt, vorkommende. Zu ihr gehören

- 4) die Urne von Klus (Lisch, S. 248) und
- 5) die in Nienhagen gefundene, jetzt im Herzoglichen Museum zu Braunschweig aufbewahrte (Katalog S. 127, Verhandlungen der Berliner anthropol. Ges. 1872 S. 210).

Beide sind einfache, aber offene Töpfe, von denen Nr. 5 durch einen breiten und flachen, Nr. 4 durch einen etwas gewölbten Deckel geschlossen wird. An das Haus erinnert nur noch die Thür, die entweder in halber Höhe (4) oder dicht unter dem oberen Rande (5) des Gefässes angebracht ist. Um die Thür herum zieht sich eine vorspringende Einfassung, durch welche das vorgeschobene, zum Verschluss dienende Querholz gesteckt wird.

Mehr der Hausform nähert sich die dritte Gruppe aus Meklenburg und der Priegnitz.

- 6) Die Urne von Kiekindemark bei Parchim (Lisch, S. 246 f.) ist rund und hat ein niedriges, kuppelförmiges Dach. Die grosse quadratische Thüröffnung befindet sich in der Hauswand und wird gleichfalls von einem höheren, sorgfältig behandelten Rande umzogen. Mit ihr am nächsten verwandt ist
- 7) Die Luggendorfer (Meitzen tab. V, 7); sie unterscheidet sich von der vorigen wesentlich dadurch, dass sie sich nach unten stärker verjüngt, und dass sie ein höher gewölbtes Dach hat.

Die vierte Gruppe bewährt in sofern den anderen gegenüber einen engeren Zusammenhang, als sie entschieden die genauesten Nachbildungen des Hauses umfasst. Die Funde stammen bis jetzt alle von der Ostseite des Harzes und berühren sich örtlich am nächsten mit der ersten Gruppe. Hierher gehört

- 8) die Urne von Aschersleben, jetzt im Berliner Museum (Lisch S. 247 f.). Der untere Theil derselben ist ein niedriger vier-eckiger Kasten mit einer Thüröffnung in der Mitte der einen Langwand. Darüber erhebt sich ein hohes, gleichfalls vier-seitiges Dach, das sehr steil emporsteigt und nach oben hin spitzer wird. Herablaufende Strichzüge scheinen Strohbedeckung andeuten zu sollen.
- 9) Die Urne von Wilsleben (Virchow, Verhandlungen 1880 S. 298) unterscheidet sich durch beträchtliche Varianten. Der untere Theil des Gefässes ist höher und etwas mehr topfförmig oval abgerundet. Auch die Thüreinrichtung in der Mitte der einen Langseite ist eine andere. Das Dach, welches zugleich als Deckel dient, ist zwar noch immerhin hochaufrichtet, lässt aber eine abweichende Construction mit einem oberen Firstbalken und dicken herablaufenden Sparren erkennen.
- 10) Näher mit der Wilslebener verwandt ist die Urne von Kalbe a/S., jetzt im Berliner Gewerbe-Museum (Katalog der Ausstellung, Supplement S. 1). Nur zeigt das Dach der letzteren keine weitere Ausführung, und der untere Haupttheil verjüngt sich ziemlich stark nach unten.

Die fünfte Gruppe wird vertreten durch

- 11) den Deckel der Hausurne von Greussen bei Sondershausen, nördlich der Unstrut, im Süden des Harzes (Germanisches Museum der Universität Jena, Katalog der Ausstellung Supplement S. 28 Nr. 112, vgl. Nr. 109). An den vier Enden des Deckels befinden sich unten vier Löcher zum Durchstecken von Trägern, welche auf eine ziemlich quadratische Form des Untersatzes schliessen lassen. Auf die eigentümliche Construction des kuppelförmigen Daches komme ich sofort zurück.

Welcher Zeit entstammen nun diese Urnen? An sich ist es durchaus nicht nötig, dass sie alle derselben Periode angehören, obwohl man sie auch nicht gerne allzuweit auseinandersetzen wird. Mit Ausnahme von Hostmann, der die Nienhagener Urne in das dritte bis vierte Jahrhundert nach Christo setzen will (Verhandlungen 1872 S. 210), haben alle hervorragenden Kenner unseres Altertums, wie Lisch und Worsaae, dieselben meines Wissens ohne Widerspruch in eine viel frühere Zeit, die sogenannte Bronzeperiode, gesetzt. Damit stimmt auch die Ansicht Virchows überein, welche ich einer brieflichen Mittheilung desselben verdanke: 'Ich bemerke noch, dass sowohl die deutschen als die italischen Urnen in der Hauptsache Aschenurnen sind, also der Periode

des Leichenbrandes angehören; Leichenbrand aber war sicherlich schon lange in Deutschland, ehe, wenigstens für Deutschland, eine 'Römerzeit' eintrat. Die von Rönne und Kiekindemark sind in Kegelgräbern gefunden. Bronze ist zwischen der Asche wiederholt angetroffen. Das Grab von Wilsleben war ein Steinkistengrab mit mehreren Urnen. Alles das spricht für eine weit ältere Zeit als Tacitus und die Völkerwanderung'. Jünger ist dagegen schon die Urne von Greussen, welche von Klopffleisch in die 'Vorzeit der Völkerwanderung' gesetzt wird (Katalog Suppl. S. 27).

Im Gegensatz zu den genannten Gelehrten lässt Meitzen diese Urnenform bis in die Spätzeit der Völkerwanderung fort dauern und gründet auf diese Annahme eine ungemein überraschende Hypothese (S. 21). Er vermutet nämlich, dass auch die Albaner Aschenkisten (vgl. oben S. 109), deren altitalischer Ursprung, soweit ich sehe, von keinem Archäologen angezweifelt ist, während der Völkerwanderung vielmehr von noch heidnischen Deutschen in der Fremde und in Erinnerung an ihre Heimat angefertigt seien. Er bezieht sich dabei auf den etwas legendarisch ausgestatteten Bericht des Gregorius Turonensis V, 15 und des Paulus Diaconus 3, 6 (der ungenau als Procop 3, 6 citirt wird), wonach 26,000 'Sachsen' in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts aus Italien in die Harzgegenden (den Suebengau) zurückkehrten, um hier ihr altes Land wieder in Besitz zu nehmen, und meint, dass dieselben Sachsen damals auch jene Aschenurnen in Italien hätten zurücklassen können. Aber diese Erklärung ist schwerlich zutreffender, als die vorhin erörterte, von der sie gleichsam nur eine Umkehrung liefert, dass die Nordländer ihr Haus aus Griechenland erhalten haben könnten. Ueberdies bleiben die Unterschiede zwischen den italischen und den deutschen Hausurnen so gross, dass schwerlich eine Nötigung zu den angestellten Combinationen vorliegt.

Die Albanischen Hausurnen zeugen im Gegentheil mit demselben Rechte für das italische, wie die deutschen für das deutsche Haus. Auf den mir zugänglichen Abbildungen der ersteren liegt die Thüre ebenso in der Giebelseite, wie es beim italischen Hause der Fall ist. Ferner befinden sich an dem Berliner Exemplar noch an jeder Seite der Thür zwei etwas erhöhte Rippen, welche, wie Lisch S. 253 ansprechend vermutet, wohl Pfeiler zum Tragen eines Vordaches bezeichnen: sie mögen die ursprüngliche Form des Vestibulum andeuten sollen.

Von den germanischen Urnen liegt die Thüre dagegen bei den ovalen oder länglichen immer in der Mitte der Langseite (wonach meine Bemerkung S. 5 und Meitzen S. 27 zu berichtigen). Dies stimmt zwar nicht zu den üblichen Typen des ostgermanischen und des sächsischen Hauses, dagegen vollkommen zu der Form des oberdeutschen Hauses, mit dem die Urnen auch historisch zunächst zu combiniren sind. Denn der Hauptbestandtheil der späteren oberdeutschen

Stämme hatte eben seine alte suebische Heimat am Harze und in der weiteren Umgebung desselben.

Die wesentlichen Aufschlüsse, welche wir durch die Hausurnen erhalten, beschränken sich auf die Thür- und die Dachanlage. Die Thür ist entweder eingehängt oder vorzusetzen. Sie wird meistens durch einen als Riegel vorzuschiebenden Stab geschlossen, der auch durch die altfriesischen (S. 134) und altnordischen (S. 155) Benennungen bezeugt wird. Wiederholt wird die Oeffnung von einer scharf vorspringenden Einfassung ganz oder theilweise umgeben. Die speciellen Einzelheiten variiren dabei ziemlich stark. Das Dach ist nur in wenigen Fällen nicht der Topfgestalt anbequemt worden. Bei der Ascherslebener Urne ist es förmlich in die Höhe gethürmt und deutet eine ganz besondere Construction an, die heute schwerlich noch geübt wird. Die Wilslebener dagegen hat ein Sparrendach, dessen Endgabeln über dem First sich kreuzen, wie es auch heute noch im Norden und in Deutschland vielfach im Gebrauche ist. Ein wirkliches 'Balkendach' (altn. *ásþac*), dessen Hauptbalken parallel mit dem Firste laufen, lässt sich nirgend erkennen.

Eine eigentümliche Sonderstellung nimmt daneben der Deckel der Greussener Urne ein (Nr. 11). Dieses Dach, welches der Aufsatz eines ziemlich quadratischen Gefässes gewesen sein muss, ist 16 cm hoch, 30 cm breit und lang. Es ist kuppelförmig gewölbt. In der Mitte der Wölbung befindet sich eine grosse kreisrunde Oeffnung von 7 cm Durchmesser. Um die Oeffnung herum zieht sich ein glatter, fester Rand, von welchem aus nach der Mitte jeder Wand zu ebensolche glatte Leisten herablaufen. Die Zwischenräume zwischen den letzteren sind mit lauter kleinen Höckern bedeckt, welche durch parallel gezogene Striche in Felder abgetheilt werden. Dass diese Höcker hier eine besondere Art der Eindeckung nachahmen sollen, ist kaum zu bezweifeln, am natürlichsten wird man dabei an Schindel denken, welche durch die Technik der Thonbehandlung ein etwas stachliches Aussehen erhalten haben. Ebenso können die einfassenden und herunterlaufenden Streifen nur Leisten oder Bretter vorstellen sollen.

Die runde und vollendet kuppelförmige Gestalt des Daches kommt gewiss auf Rechnung des Topfos. Die Oeffnung selber muss im wirklichen Hause als Rauchabzug gedient haben. Sie stellt aber auf keinen Fall ein gewöhnliches Rauchloch, sondern eine complicirtere Einrichtung dar, welche zugleich die merkwürdige Construction des Daches bedingt hat und wiederum erklären muss. Der um die Oeffnung herumlaufende glatte Rand bezeichnet sicherlich die Einfassung derselben, welche durch Bohlen gebildet wurde, die am Hause natürlich eine gerade Richtung hatten. Dies aufrechte Gestell wurde weiter durch Leisten oder Sparren mit den oberen Balken der Seitenwände verbunden und zusammengefügt, so dass die ganze Construction einen festen Halt gewann. An dem Hause war das Rauchloch wol über-

dies ebenso mit einem Holzschirm bedeckt, wie es bei dem heutigen, vielleicht nicht unverwandten, 'burgundischen' Hause (S. 150) der Fall ist.

Es ist wol kaum zu bezweifeln, dass wir in dieser Anlage ein Testudinaldach vor uns haben, welches die alten Germanen vermutlich von den Römern anzuwenden gelernt. Es wird dies noch sicherer dadurch, dass auch jene alten St. Gallischen Häuser des neunten Jahrhunderts (S. 142 ff.) zweifellos mit einer Testudo versehen waren, was in einem Falle die Beischrift ausdrücklich verbürgt (S. 143 Anm.). In beiden Fällen ist die Weite der Oeffnung eine ganz entsprechende. Bei unserer Urne beträgt sie nicht ganz ein Viertel von dem Flächenraum des Daches (7:30), in St. Gallen ist in dem angeführten Beispiel das Verhältniss 5:22 $\frac{1}{2}$. Somit wäre unsere Urne als der älteste Ahn der St. Gallischen Gebäude zu betrachten.

Bei den übrigen germanischen Stämmen können wir keine ähnliche Dachform nachweisen. Die Entlehnung, wenn sie überhaupt eine vollständige war, beschränkte sich wol ursprünglich schon auf die südliche Gruppe der suebischen Völker, wo sie so lange im Gebrauch blieb, bis sie durch die Oefen wieder verdrängt wurde.

Die Greussener Urne stammt aus dem nördlichen Theil des alten Hermundurengbietes, was uns die Entlehnung noch besonders plausibel macht. Denn wir erinnern uns, dass nach dem Berichte des Tacitus gerade dieser Stamm in einem sehr intimen Verkehr mit den Römern stand: 'Sie allein von den Germanen treiben nicht nur am Ufer [der Donau] Handel, sondern auch drinnen im Lande und in der blühenden Koloniestadt Raetiens [Augsburg]. Ueberall setzen sie ohne Bewachung über den Strom. Und während wir den übrigen Stämmen nur unsere Waffen und unsere Lager zeigen, öffnen wir diesen unsere Häuser und Landsitze, ohne dass sie es begehren (Germania Kap. 41).

DRUCKFEHLER UND ZUSÄTZE.

S. 2. Ueber die herkömmlichen Benennungen des Hauses und seiner Theile handelt Dr. Ernst Rautenberg, Sprachgeschichtliche Nachweise zur Kunde des germanischen Altertums, Hamburg 1880; über das altdeutsche Haus ausführlich, aber ohne eingehende Untersuchung Karl Weinhold, Die Deutschen Frauen in dem Mittelalter, zweite Auflage (1882), B. II, S. 77 ff. — S. 5 Zeile 17 lies *Keramik*; S. 25 Zeile 8 *durch*; S. 31 Zeile 13 f. *das Flet in seiner*; S. 37 Zeile 1 *Molkereikeller h*; S. 73 Zeile 20 *Anfängen*; S. 77 Zeile 12 *Backofen k*; S. 85 Zeile 2 f. *Jornandes Kap. 17*. — S. 91 Zeile 18 ff. Das nämliche grosse Einfahrtsthor findet sich auch auf der Insel Bornholm, vgl. Hans J. Holm, Bornholms äldgamle Kirkenbygninger Blad 4. — S. 106 Zeile 6 lies *Herodot VIII, 137*; S. 139 Zeile 28 *musste*. S. 172 Zeile 3 von unten lies *nicht vereinzelt*.





